

Partnerschaft Entwicklung Gerechtigkeit

Bangladesch Zeitschrift
Sonderausgabe 2020

NETZ
বাংলাদেশ



„Das hätten wir nie gedacht“

Neue Antworten im Projekt „Ein Leben lang genug Reis“

Thema:
Das Projekt „Ein Leben lang genug Reis“

Seite 4

NETZ Bangladesch-Zeitschrift
Sonderausgabe Juni 2020

IMPRESSUM

Herausgeber: NETZ Partnerschaft für Entwicklung und Gerechtigkeit e.V. / Moritz-Hensoldt-Str. 20 / 35576 Wetzlar / Telefon: 06441-974630 / Fax: 06441-9746329 / E-Mail: zeitschrift@bangladesch.org
ISSN: 1619-6570

v.i.S.d.P.: Max Stille

Layout: Academy of Visual Arts, Frankfurt

Redaktion dieser Ausgabe: Peter Dietzel, Benjamin Kühne, Maike Lüssenhop, Max Stille, Sven Wagner (Gesamtkoordination).

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung von Herausgeber und Redaktion wieder. Geschlechtergerechte Sprache: Die Autor*innen und interviewten Personen entscheiden, in welcher Form ihr Beitrag veröffentlicht wird.

(Titelfoto: Asanta Pahani aus dem Dorf Mahisantosh / Sven Wagner)

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Jahresabonnement: 20 € / Einzelexemplar: 5 €.

Vereint die Armut besiegen
Was Frauengruppen in Bangladesch bewegen



von Sven Wagner

6

Träumen lernen
Habibur Rahman Chowdhury über die Anfänge des Projekts



von Franziska Kleiner

16

Jedes Zehntelgrad zählt
Die Klimakrise als große Herausforderung



von Peter Dietzel

18

„Unsere Flüsse sterben“
Warum die Politik beim Klimawandel gefordert ist



Experten im Gespräch

25

„Ich bin nicht wütend auf andere Länder“
Interview mit Mami Begum von der Jamuna-Frauengruppe



32

Revolution auf dem Teller
Wie „Ein Leben lang genug Reis“ in Indien umgesetzt wird



von Sven Wagner

35

**Max Stille**

NETZ-Geschäftsführer

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

„zero hunger“, den Hunger beenden und Ernährung sichern, heißt das zweite der 2016 in Kraft getretenen Ziele für Nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen. Das Recht auf Nahrung ist seit 1976 im Sozialpakt völkerrechtlich ratifiziert. Doch während die Zahl chronisch hungerner Menschen global tatsächlich lange Zeit – wenn auch allzu langsam – zurückging, so stieg sie 2019 zum dritten Mal in Folge wieder an. Schon jetzt zeichnet sich deutlich ab, dass infolge der Corona-Pandemie der weltweite Hunger deutlich steigen wird. Auch in Bangladesch werden die Erfolge im Kampf gegen den Hunger oft in den Vordergrund gestellt. Es scheint, als gehe es nur noch darum, auch wirklich alle mit einzubeziehen, niemanden zu vergessen („leave no one behind“). Und dabei ist, folgt man dem Hungerindex von 2019, jeder siebte Bangladeschi unterernährt, in der nordwestlichen Region des Landes sogar ein Drittel der Bevölkerung. Schaut man zudem auf die Ernährung von Frauen und Kindern, bleibt vom Fortschrittsnarrativ schon vor der Corona-Pandemie nur noch wenig übrig.

Die vorliegende Sonderausgabe der NETZ-Zeitschrift schildert an konkreten Beispielen die Gründe, warum der Kampf gegen Hunger und Unterernährung so schwierig ist. Sie erzählt von dem Zusammenwirken sozialer, rechtlicher und ökologischer Benachteiligung. Von struktureller Armut, die vererbt wird, den Folgen des Klimawandels und Machtmissbrauch. Die Berichte zeigen zudem, dass Sozial- oder Entwicklungsprogramme oft

daran kranken, dass sie nicht den Ärmsten gegenüber Rechenschaft ablegen, sondern von anderen Interessen bestimmt sind. Gleichzeitig rückt diese Ausgabe einen Ansatz zur Überwindung extremer Armut in den Fokus, der just dadurch viel verändern konnte, dass in ihm die Ärmsten Rechenschaft einfordern. Sie verlangen diese von staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen und in gesellschaftlichen Prozessen, von denen sie bislang ausgeschlossen wurden. Im Projektansatz von „Ein Leben lang genug Reis“ entscheiden die Menschen, die nur selten gefragt wurden, die wesentlichen Schritte gemeinsam: wer aus dem Dorf am Projekt teilnimmt und welche Arbeit ihnen das meiste Einkommen bringt; welche Unterstützung sie von NETZ erhalten möchten und welche politischen Aktionen sie gemeinsam durchführen.

Ihr beharrliches und kreatives, mutiges und kooperatives Handeln zeigt uns allen, dass es möglich ist, auch scheinbar übermächtige Probleme zu lösen. Die ehemals Ärmsten beweisen, dass wirtschaftlicher Erfolg nicht mit ökologischer Zerstörung einhergehen muss. Ebenso wie sie Bäume pflanzen, deren Wurzeln die Böschungen bei Flut zusammenhalten, weben sie Sicherheitsnetze und halten bei alltäglichen Bedrohungen zusammen. Anstatt Armut zu vererben, geben sie Hoffnung weiter. „Das hätten wir nie gedacht“, sagen sie, wenn sie auf ihr Leben vor dem Projekt zurückblicken.



„Nahrung, Wohlstand, Glück“

Reis – und zwar genug davon, ein Leben lang. Dieses Motto wurde zum Namen eines 2002 von NETZ initiierten Programms, das es Menschen ermöglicht, Armut und Hunger selbstständig und dauerhaft zu überwinden. Reis ist eine der ältesten Kulturpflanzen der Erde und spielt in Südasien und in Bangladesch eine besondere gesellschaftliche Rolle: sie ist Hauptnahrungsquelle, bringt Wohlstand und Glück. „Dreimal täglich Reis essen“ bedeutet umgangssprachlich, dass man ausreichend versorgt ist und nicht hungern muss. Wer die Frage danach stellt, wird insbesondere in den am meisten benachteiligten Regionen des Landes im Norden und Westen allzu oft ein Nein als Antwort bekommen. Denn die Ernährungssituation von Millionen Menschen ist prekär. „Ein Leben lang genug Reis“ heißt aber nicht nur, die Nahrungsversorgung sicherzustellen. Denn Hunger ist zwar eine fatale Konsequenz von Armut; deren Gründe liegen aber woanders. Der Kampf gegen Armut bedeutet vor allem: Gerechtigkeit schaffen, Diskriminierung stoppen und Gewalt beenden.

Vereint die Armut besiegen



Akhtarun Beowar in ihrem Zuhause – zwölf Quadratmeter, die sie sich mit ihrem Enkel Abir teilt.

Unrecht und Gewalt gegen Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Eine Politik, die sich nicht kümmert. Eine Gesellschaft, die wegsieht. Der Kampf gegen Armut in Bangladesch ist mühsam. Doch engagierte Frauen und Familien nehmen ihn auf ihre ganz eigene Weise an.

Text und Fotos: Sven Wagner

Die Sonne steht hoch über dem kleinen Dorf Borboria. Und allmählich wärmen sich die sandigen Wege, die Lehmhäuser und der Teich im Zentrum der Siedlung auf. Viele Menschen warten in diesen Tagen sehnsuchtsvoll darauf, dass die Sonnenstrahlen um die Mittagszeit durch die Wolkenschlieren brechen und Wärme spenden. Zu kalt sind die Nächte inzwischen im bangladeschischen Winter. Das Thermometer zeigt hier im Westen des Landes Negativrekorde von unter fünf Grad an. Heute tollen jedoch kaum Kinder im Sonnenschein über die umliegenden Felder.

Nur vereinzelt sind Frauen und Männer dort zum Arbeiten unterwegs. Es herrscht Schweigen. Auf dem Hof eines Hauses im Dorfzentrum steht stattdessen eine Menschenmenge zusammen vor einem langen glänzenden Metallgestell, vertieft in Trauer. Ein Nachbar ist in der vergangenen Nacht gestorben. Sein Leichnam, eingehüllt in ein weißes Tuch, liegt in dem Gestell. Wortlos blickt die Gruppe ihn an.

Es ist ein trauriger Tag für die Angehörigen und Bekannten. Für Menschen wie Akhtarun Beowar hingegen ist es in gewisser Weise

ein guter Tag. Denn es bedeutet für sie, zumindest halbwegs sicher über den Winter zu kommen. Beowar ist 50 Jahre alt, so steht es auf ihrem Ausweis. Auch wenn sie locker zehn Jahre älter aussieht. Oft werden Geburtsdaten nach Gutdünken eingetragen, wenn der Staat Menschen wie sie registriert. Menschen, die kein Haus mit ansehnlichen Massivholzschränken haben, in denen sie ihre Dokumente wie Geburts- oder Landbesitzurkunden aufbewahren könnten. Beowar hat weder Schränke noch Urkunden. Ihr Geburtstag ist geschätzt. Vielleicht ist sie aber auch tatsächlich 50 und sieht mit ihrem faltig-gutmütigen Gesicht nur um einiges älter aus – weil ein entbehrungsreiches Leben sie geprägt hat.

Ein abschüssiger Pfad führt an dem Trauerzug im Dorfzentrum vorbei durch enge Gässchen

zwischen Lehmhäusern. Rechts ein Teich und dahinter endlose, goldbraune Reisfelder, die abgeerntet werden wollen. Links ein Vorhang aus zwei alten, zusammenge nähten Zementsäcken, hinter denen Beowars Haus steht. Es ist anders als viele im Dorf: millimeterdünne metallene Wellblechplatten rund um ein Gerüst aus Bambusstangen statt solider Backsteinwände. Ein Raum, drei mal vier Meter. Auf dem kühlen Erdboden liegt eine rote Baumwolldecke – der Grund dafür, dass bei der vielleicht 50-jährigen unweigerlich Hoffnung aufkommen muss, wenn ein Mensch aus einer wohlhabenden Familie stirbt.

Dessen Kleidung, Decken oder Bettbezüge, das weiß sie, werden nach ein paar Tagen ausgeräumt. Die Familie wird das meiste verschenken an die Menschen, die im Dorf wohnen, aber eigentlich nicht dazu gehören – an die „Adhidoridros“, die Allerärmsten. Eine letzte Wohltat des Toten sozusagen. So hat Akhtarun Beowar die rote Baumwolldecke bekommen, auf der sie jetzt in ihrem Haus sitzt. So hat sie zuletzt einen der beiden Saris bekommen, die sie als einzige Kleidungsstücke besitzt. Wann sie einmal selbst einen gekauft hat? Vermag sie nicht zu sagen.

„Ich habe viele Jahre gearbeitet“, erklärt die Frau. „Irgendwann hat die Schulter nicht mehr mitgemacht.“ Verwunderlich ist das nicht. Beowars Arbeit, das war Erde-Schaufeln, eines von mehreren staatlichen Programmen für Menschen, die sonst kaum Möglichkeiten haben, Geld zu verdienen. Für Bangladeschs Regierung ist das ein Weg, Männern und Frauen in prekären Lebensverhältnissen ein geringes

selbstständiges Einkommen zu ermöglichen. Die Arbeiter ziehen in Gruppen morgens los, um den Straßen- und Wegebau zu unterstützen. Die Arbeit ist hart. Den ganzen Tag über hacken und schippen die Menschen Erdmassen, laden Schaufel um Schaufel in Bambusschalen, die sie auf dem Kopf balancieren und an der Straßenböschung abladen. Vorbeirauschende Lkws, stechende Sonne und der trockene Staub

sind stete Begleiter. Die Arbeit zehrt die Menschen aus, doch sie ist ihnen wichtig. Knapp 20 Euro-Cent täglich gibt es hier in der Region im ländlichen Westen Bangladeschs dafür. Meist müssen die Frauen und Männer den Empfang eines höheren Betrages quittieren, die Differenz streicht ein Mittelsmann ein. Doch viele sind froh, überhaupt die Chance zu haben. Denn in die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zu kom-

Das Dorf Belpara liegt im ländlich geprägten Westen Bangladeschs. Feldarbeit zählt hier zu den Haupteinkommensquellen der Menschen.



men, ist gleichwohl nicht selbstverständlich.

Beowar ist seit drei Jahren nicht mehr dabei. Und ihre Geschichte ist beispielhaft für viele Frauen hier. Sie zeigt, dass strukturelle Armut unbenommen eine der größten Herausforderungen besonders für das ländliche Bangladesch ist. Ein Land, das sich ab 2021 stolz zu den Aufsteigern zählen will: vom Entwicklungsland zum „Middle Income Country“. Diese Kategorie gibt es tatsächlich. Das bedeutet: Das Bruttonationaleinkommen liegt über 1000 Dollar pro Kopf – im Durchschnitt; es gibt eine wohlhabende Mittelschicht, wachsende Industrie und Stromanschlüsse in jedem Dorf. Das bedeutet aber noch lange nicht: Alle haben jetzt genug, also mehr als das Existenzminimum.

Sie bekommt eine große Kartoffel oder Reis

Tatsächlich ragen nun vielerorts Glühbirnen aus den Wänden. Nicht so bei Akhtarun Beowar. Und das ist sinnbildlich für Menschen wie sie. Jene, die nicht von dem Aufstieg profitieren. Jene, die sogar noch weiter abrutschen. Weil die negativen Folgen der Entwicklung, nicht nur in Bangladesch, auf sie zurückfallen. Zerstörerische Wetterextreme als Konsequenz des Klimawandels sind ein Beispiel. Aber auch Vetterwirtschaft, patriarchalische Strukturen und die Missachtung der Rechte von indigenen Gruppen, religiösen Minderheiten und allen anderen, die von der Gesellschaft an den äußersten Rand gedrängt werden, ermöglichen wirtschaftlichen Aufstieg einerseits und halten andere Menschen in

Armut gefangen. Seit Akhtarun Beowar nicht mehr in dem staatlichen Programm arbeiten kann, bleibt ihr nur eins übrig: betteln. Sie geht an drei Tagen die Woche durch die umliegenden Siedlungen und klopft an die Türen anderer mit der Bitte, etwas Geld zu bekommen. Immer wieder. Die Leute kennen sie inzwischen. Genervt sind sie nicht, sagt Beowar. Aber nicht immer bekommt sie etwas. Manchmal statt Geld auch eine große Kartoffel oder Reis. In einem kleinen roten Plastikeimer in ihrem Haus hat sie ein paar Handvoll davon gesammelt. Für schlechte Zeiten. Denn Beowar ist vollkommen abhängig von dem, was die Menschen in der Umgebung ihr abgeben. Und das ist nicht nur ein essenzielles Problem für sie, sondern auch für den kleinen Abir.

Der Sohn von Akhtaruns ältester Tochter lebt mit in dem Dreimal-vier-Meter-Haus, seitdem dessen Mutter ihren gewalttätigen ersten Ehemann, Abirs Vater, verlassen hat. Sie hat erneut geheiratet, doch der Junge durfte nicht mit ins Haus der neuen Schwiegerfamilie und musste bei Großmutter Akhtarun bleiben. Auch die Geschichte ihrer zweiten Tochter zeugt davon, wie die gesellschaftliche Macht des Mannes Ungerechtigkeit und Armut zementiert. „Mein Mädchen ist sehr schön“, sagt Beowar. Ein Mann aus der Gegend sei davon fasziniert gewesen und habe sie unbedingt heiraten wollen. Ohne Bedingungen. Vor vier Monaten war es so weit – für Beowar ein Glücksfall und eine große Freude. Bis kurz nach der Eheschließung. „Er kam vorbei und forderte 20.000 Taka als Mitgift für die Hochzeit“, sagt sie. „Seitdem ist er ständig hier und fragt

nach dem Geld.“ Das sind knapp über 200 Euro. Geld, das sie beim besten Willen nicht aufbringen kann. Der Schwiegersohn drohe nun, sie solle ihre Tochter „zurücknehmen“.

Beowar weiß, dass das nicht gerecht ist. Doch will sie nichts dagegen tun? „Wie denn?“, fragt sie mit einem schnippischen Lächeln. „Die Hochzeit wurde gefeiert, aber nicht registriert. Es gibt keine offiziellen Dokumente.“ Was immer der Mann macht, ihre Tochter könnte sich rechtlich nicht wehren und etwa Unterhalt einklagen. Dass die Mitgift-Praxis verboten ist und sie ihn allein deswegen anzeigen könnte, weiß sie auch. „Aber wenn ich das ohnehin Aussichtslose versuche, schade ich nur meiner Tochter“, sagt die Frau. Denn die sei ihrem Mann und dessen Familie ausgeliefert. „Er würde sie womöglich schlagen und ihr kein Essen geben. Das will ich nicht.“ So bleibt Beowar jeden Tag die Sorge, wie sie diese enorme Summe aufbringen soll – wo sie doch nur ein paar Taka und ein bisschen Reis am Tag erbettelt, was sie dringend selbst braucht.

Es ist nicht das einzige Mal, dass die Gesellschaft rund um sie versagt. Weil ihr Mann seit 16 Jahren tot ist – gestorben an einer Fiebrinfektion nach monatelangem Hochwasser im Dorf – steht ihr eigentlich eine kleine Witwenrente zu. Nachdem sie die Arbeit im Straßenbau aufgeben musste, war sie in der Lokalverwaltung und fragte den Bürgermeister danach. „Ja, Du bekommst etwas“, hatte der gesagt. Ein Versprechen, dem langes Warten folgte. Drei Jahre später war sie erneut dort. Das Versprechen war nicht nur längst vergessen. Diesmal



Sabita Pahan:

So funktioniert Selbsthilfe

Die heute 38-Jährige aus Belpara wuchs in einer Tagelöhner-Familie auf: „Meine Eltern arbeiteten auf den Feldern und nahmen mich mit. Meine Kindheit bestand darin, Reis zu pflanzen, Unkraut zu jäten und Getreide zu ernten“. Mit 15 Jahren wurde sie verheiratet, bekam einen Sohn und eine Tochter. „Mein Mann und ich haben immer hart gearbeitet, konnten uns trotzdem keine drei Mahlzeiten am Tag leisten“, sagt Sabita Pahan. „Unsere Nachbarn konnten uns auch nicht helfen, da alle im Dorf arm waren.“

2012 nahm Sabita Pahan am NETZ-Projekt „Ein Leben lang genug Reis“ teil und wurde Mitglied der Frauengruppe im Dorf. Sie bekam durch das Programm Kühe und Schafe. Nach drei Monaten verkaufte sie erstmals Vieh und verdiente umgerechnet 370 Euro, die sie sparte, in Nahrungsmittel und neues Vieh investierte. Stetig erweiterte sie ihre kleine Landwirtschaft und begann zudem eine Geflügelzucht mit rund hundert Küken.

Nach drei Jahren baute die Kleinbäuerin ein solides Lehmhaus, hat heute einen Stromanschluss und Solarzellen. Ein großes Stück Land neben ihrem Haus kaufte die Familie und baut dort Reis an. „Wir teilen unser Wissen mit den Nachbarn und viele werden inspiriert.“ Als Vertreterin ihrer Dorfgruppe wurde sie Mitglied eines Selbsthilfe-Verbandes, in dem sieben Gruppen und insgesamt über 130 Frauen der Region vertreten sind. „Jetzt lebt hier kaum jemand mehr in Armut – unserer gemeinsamen Arbeit sei Dank“, sagt Sabita Pahan.



Kämpft neben vielen weiteren Frauengruppen in Bangladesch für Gerechtigkeit: die Mohadevpur-Federation im Dorf Belpara mit der Vorsitzenden Swapna Rani Barman (rechts).

hieß es, sie habe gar kein Anrecht. Beowar ging zurück nach Hause. „Was soll ich denn tun?“

Das ist eine Frage, die sich viele Menschen stellen, wenn es keinen gibt, der hilft. Wenn der Staat seiner Fürsorgepflicht nicht nachkommt. Nur: Wer hat die Antwort darauf?

Armut ist selten selbst verschuldet, sagen Entwicklungsexperten. Ihr liegen zumeist systemische, strukturelle Ursachen zugrunde. Das leuchtet ein, wenn man sich vor Augen führt, dass nicht nur wenige Hundert, sondern 13 Millionen Menschen das Schicksal von Akhterun Beowar teilen. Selbstverständlich gibt es individuelle Herausforderungen: Krankheit oder Behinderung, der plötzliche Tod eines Familienmitglieds, das Geld verdient hat, oder verendete Tiere und Missernten, weil Naturkatastrophen zugeschlagen haben. Indes finden sich die strukturellen Ursachen auf einer anderen Ebene. Es geht

um Landraub durch einflussreiche Gruppen, um ein eigentlich existierendes System sozialer Stütze, das die Betroffenen nicht auffängt – weil das Geld statt Witwen, Senioren und Bedürftigen den Günstlingen von Lokalpolitikern zugutekommt. Es gibt Korruption. Es fehlt an Transparenz. Die „Adhidoridros“ sind sich selbst überlassen.

Und vielleicht liegt genau darin eine Antwort.

Während Akhterun Beowar an diesem Morgen wahrscheinlich wieder loszieht, um in Borboria an die Türen vom Familien zu klopfen, die ein tägliches Auskommen haben, versammeln sich ein paar Kilometer weiter im Dorf Belpara knapp zwanzig Frauen, die die Situation der 50-jährigen nur zu gut kennen. Hunger, kein Geld für den Schulbesuch der Kinder, für Kleidung und Medikamente – das haben die Frauen auf unterschiedliche Weise alle selbst erlebt. Sie alle vereint eine Ver-

gangenheit der Machtlosigkeit gegenüber staatlichen Behörden, den gutsituierten Teilen der Gesellschaft, oft auch den eigenen Ehemännern. Sie waren machtlos, bis sie sich zusammenschlossen und organisiert haben. Bis sie gemeinsam ihre Stimme erhoben haben – weil sie dann nicht mehr einfach überhört werden können.

Was simpel klingt, ist bahnbrechend

Ein Raum aus Alu-Wellblech, bunt dekoriert. Rundherum sind kleine Obstbäumchen gepflanzt, Sandalen liegen vor der Eingangstür. Drinnen sitzen die Frauen auf Holzbänken, an der Wand kleben zu den Themen Gewalt gegen Frauen, Recht auf Information, landwirtschaftliche Produktion und Bürgerrechte. All das haben die Frauen selbst gestaltet und machen es hier sichtbar – während sie noch vor ein paar Jahren keine Ahnung von diesen The-

Angst, Scheu und ein Gefühl der Unterlegenheit – das fühlte Rajmoni Tirki von der Mohadevpur-„Federation“ früher, wenn sie mit anderen, wohlhabenderen Leuten im Dorf zu tun hatte. „Wir sind Adivasis“, sagt sie – also die ursprünglichen Einwohner des Landes, die von der Mehrheitsgesellschaft als ungleichwertig betrachtet werden. Durch ihre Arbeit mit den anderen Frauen stärkt Tirki die Rolle der Adivasis.



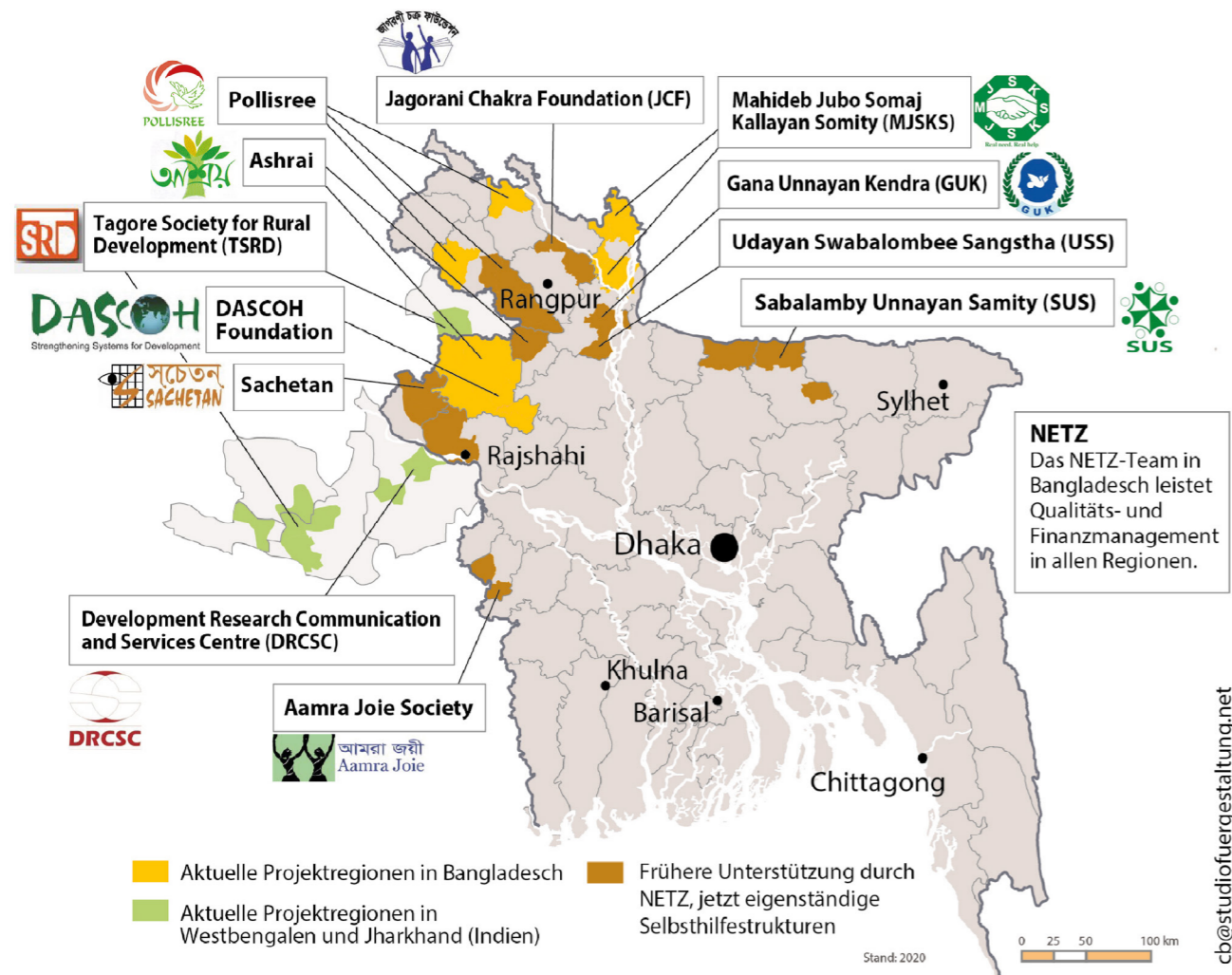
men hatten. „Ja, man kannte sich damals“, sagt eine der Frauen, die nun in dem Versammlungsraum warten, bis das Treffen eröffnet wird. „Aber nur flüchtig. Und wir hatten doch alle mit unseren ganz eigenen Problemen zu kämpfen.“ Dann kehrt Ruhe ein und Versammlungsleiterin Swapna Rani Barman ergeht das Wort: „Wenn Du allein losziehst, kannst Du als armer Mensch kaum etwas bewegen“, sagt sie und beginnt die Aktionen aufzuzählen, die die Frauen gemeinsam in den vergangenen Wochen gemacht haben. „Wir sind jetzt gemeinsam stark.“

Was zunächst simpel klingt – regelmäßige Treffen und Austauschgespräche, Teilnahme an offiziellen Feiern zum Frauentag, Impfkampagnen für das Nutzvieh, Besuche in der Lokalverwaltung – ist auf den zweiten Blick bahnbrechend. Denn es bedeutet: Diese Frauen kämpfen nachhaltig gegen die strukturelle Armut. Sie alle haben zunächst durch das NETZ-Programm „Ein Leben lang genug Reis“ kleine Landwirtschaften oder Geschäfte aufgebaut und sich eine Existenzgrundlage geschaffen. Nach den

ersten Jahren hat der allergrößte Teil von ihnen es geschafft, selbstständig ausreichend Einkommen oder Nahrungsmittel aus dem eigenen Garten zu erwirtschaften, um nicht mehr Hunger leiden zu müssen – die Grundlage für weiteres emazipatorisches Handeln.

Nebenbei haben sie – und das ist vielleicht noch wichtiger – ihre eigenen Selbsthilfestrukturen geschaffen, um gegen das vorzugehen, was Menschen in Armut gefangen hält. Die Frauen haben jeweils in den Dörfern Gruppen gegründet, ein Vorsitzende, Kassiererin und Schriftführerin gewählt, sich regelmäßig getroffen, gemeinsam Probleme besprochen und Aktionen geplant. Sie gegenseitig helfen und unterstützen – das ist auch Sinn und Zweck des Ganzen. Und schließlich begannen diese Frauen, sichtbar zu werden in der Öffentlichkeit. Sie waren präsent, wenn in den Dörfern Feste oder Feiertage öffentlich begangen wurden. Diese Gruppen der zu jener Zeit noch ärmsten Frauen haben gezeigt: Wir sind auch da. Wir sind Teil der Gesellschaft, wir tragen auch etwas bei.

Die Gruppen – seit Projektbeginn von „Ein Leben lang genug Reis“ im Jahr 2002 haben sie sich in weit über 3200 Dörfern im gesamten Land gegründet – engagierten und etablierten sich immer mehr. Lokale Partnerorganisationen von NETZ mit ihren Sozial- und Entwicklungsarbeitern haben die Mitglieder dabei unterstützt. Gemeinsam wurden regelmäßig Workshops veranstaltet, um das Bewusstsein in den Gruppen zu stärken und die Frauen wurden zu Akteurinnen der Dorfentwicklung. Grundsatz sind dabei stets die eigenen Ideen und Wünsche der Teilnehmerinnen und die Maßgabe: Unrecht darf niemand hinnehmen. Sie waren bald nicht mehr nur sichtbar, sondern auch greifbar: In ihren Heimatorten setzen sie seitdem um, was sie in den Treffen gelernt haben. Das Wichtigste: Ungerechtigkeit bekämpfen, die sie am eigenen Leib erfahren haben. Sie schreiten ein, wenn Kinder von 13 Jahren unrechtmäßig verheiratet werden sollen, wenn Menschen von ihrem eigenen Land vertrieben werden, religiös motivierte Gewalt erfahren oder von einer korrumpierten Lokalverwaltung



übergangen werden. Hört man den Frauen bei ihren Treffen wie hier im Dorf Belpara zu, wird klar, was das bedeutet. Sie berichten, wie vielen Menschen die ohnehin geringen Sozialleistungen vorenthalten werden, auf die sie Anrecht haben. Es gibt Budgets für Senioren, Witwen, Schwangere, selbst etwas Schulgeld für Kinder aus benachteiligten Familien. Aber: Wenn überhaupt, gibt es diese Leistungen nur auf Nachfrage. Und die Nachfragen jener Menschen in prekären Lebenslagen tut so mancher Gemeinderatsvorsitzende ab oder verspricht, vertröstet und vergisst sie schließlich.

Die Dorfgruppen haben sich in den vergangenen Jahren wiederum zu Regionalgruppen zusam-

mengeschlossen, sogenannten „Federations“, um ihre Arbeit auszuweiten und das Netzwerk der ehemals ärmsten Menschen zu stärken. Bereits 237 dieser Selbsthilfe-Verbände gibt es, meist sind die Dorfgruppen durch ihre Vorsitzenden darin vertreten. Sie suchen das Gespräch mit Politikern und einflussreichen Menschen in ihren jeweiligen Gemeinden. Sie bringen Lehrern, religiösen Führern und Ortsvorstehern ihre Anliegen vor und tragen die Initiative von der Graswurzel- auf nächsthöhere Ebenen. Die Frauen nutzen ihr Rechte auf Information und fordern von den Verwaltungen Listen, auf denen verbindlich steht, wer Anrecht auf Sozialleistungen hat, um diese einzufordern. Sie machen Lokal- und Regional-

politikern klar, dass sie um ihre Rechte wissen. Und dass diese als gewählte Repräsentanten eine Verantwortung gegenüber jedem Menschen in der Gegend haben. Immer mehr Menschen aus den Orten schätzen das Engagement der Frauen. Zu Treffen mancher „Federations“ kommen inzwischen auch Nachbarinnen, die die Arbeit und die positiven sozialen Auswirkungen in der Region befürworten und daher mitmachen wollen.

Ein Beispiel dafür erläutert eine zierliche Mittdreißigerin beim Treffen in Belpara: „In unserem Dorf haben ein paar Männer illegal Alkohol gebrannt und unsere Ehemänner immer wieder dazu verleitet, zu trinken und das wenige Haushaltsgeld dort zu las-

sen.“ Das Brennen, von Behörden geduldet beziehungsweise ignoriert, solange keine offiziellen Beschwerden kommen, hat die „Federation“ angeprangert – so lange, bis sich die Polizei genötigt sah, einzugreifen und den Laden dichtzumachen. Ebenso haben vielerorts Frauengruppen gegen den Handel mit Yaba-Pillen mobilgemacht, eine Billigdroge, die Süd- und Südostasien seit Jahren überschwemmt.

Da die Selbststärkung auch eine Frage des Geldes ist, haben die „Federations“ über die Jahre Fonds eingerichtet, die die Mitglieder regelmäßig mit kleinen Beträgen füttern. Aus den Fonds können sich Mitglieder und andere, die es nötig haben, Geld leihen, um eigene Projekte umzusetzen – oder in Notfällen handlungsfähig zu bleiben. Es soll eine unkomplizierte Möglichkeit sein, auch anderen bedürftigen Menschen in der Gegend den Startschuss für wirtschaftliches und soziales emanzipatorisches Handeln zu bieten. Familien können so Vieh kaufen oder Land pachten, Nähmaschinen anschaffen oder ihre Häuser ausbauen. Eine Frau hat 200 Euro geliehen, damit sie sich eine Nierenstein-Operation leisten konnte. Die „Federation“ hier in Belpara hat bei der heftigen Flut 2017 Geld aus dem Fonds genommen, um Überschwemmungsopfern zu helfen.

Es gibt Rückschläge

Und doch zeigt sich zugleich, dass der Kampf für soziale Gerechtigkeit mühsam und nicht frei von Rückschlägen ist. Herausfordernd ist einerseits die Tatsache, dass sich die ökonomischen

Grundlagen der Projektteilnehmerinnen unterschiedlich entwickeln, je nach familiärer Situation. Alleinstehende ältere Frauen, die noch dazu gesundheitliche Probleme haben, können ihren Hausstand und das Vieh mitunter nicht gleichstark entwickeln wie junge Teilnehmerinnen, die eine ganze Familie als Unterstützung im Rücken haben. Es gibt Rückschläge. Wetterextreme als Folgen des Klimawandels zerstören mitunter mühsam Aufgebautes. Vieh verendet, Ernteerträge bleiben aus oder Teilnehmerinnen migrieren und verlassen die Gegend, um in größeren Städten nach Arbeit in Fabriken suchen. Es gibt aber auch gegenseitige Hilfe als Prinzip des Projekts: Die Frauen mit mehr Kapazitäten unterstützen die Schwächeren dabei, das Vieh zu versorgen oder den Gemüsegarten in Schuss zu halten.

Die Herausforderungen steigen, je höher die politische Ebene ist, in die man vordringt. Swapna Rani Barman, die in ihrem türkisblauen Sari in dem Versammlungsraum sitzt, nennt ein Beispiel. Sie ist Vorsitzende der insgesamt 22 „Federations“, die durch das NETZ-Programm im Distrikt Naogaon entstanden sind und seit knapp einem Jahr unabhängig arbeiten. Gerade mal 24 Jahre alt, vertritt Barman Tausende Frauen in der Region und versucht mit ihnen, das Engagement nun ohne weitere Unterstützung von NETZ und den lokalen Partnerorganisationen voranzubringen. Das ist schließlich die Grundidee des Ganzen. „Es ist uns wichtig, gute Beziehungen zu politischen Entscheidungsträgern aufzubauen, um unsere Anliegen einzubringen“, sagt Barman. So seien sie in Kon-

takt mit den leitenden Beamten für Land-, Viehwirtschaft und Sozialleistungen sowie den Gemeindevorstehern und Landräten und machen diesen bewusst, dass sie Verantwortung auch für die Ärmsten tragen. Nicht selten kommt es vor, dass Politiker diese guten Beziehungen als Chance verstehen, Wählerstimmen zu bekommen. Dann heißt es, man werde auf Forderungen eingehen, verlange bei den nächsten Kommunalwahlen aber Loyalität auf dem Stimmzettel.

Barman weiß um die Gefahr und stellt sich entschieden dagegen. Denn diese Art der Gefälligkeit sei genau die Korruption, wogegen man kämpfe. Ihr Weg ist ein anderer: Bei der vergangenen Wahl ist sie selbst angetreten und wurde in den Gemeinderat gewählt. „Ich will andere motivieren, etwas im Leben zu erreichen“, sagt die Mutter eines zweijährigen Jungen. Wie schafft sie die Mehrfachrolle als Lokalpolitikerin, Familienkümmerin und „Federation“-Präsidentin? „Das ist kein Problem“, sagt Barman. „Meine Familie unterstützt mich und ich habe ein Ziel. Ich habe tiefes Mitgefühl für Menschen, die arm sind. Weil ich es selbst war. Damals haben die Leute mit dem Finger auf mich gezeigt. Doch ich werde das nicht tun – stattdessen werde ich für diese Leute kämpfen.“

Alle paar Jahre gibt die Weltbank eine Armutskarte, die sogenannte „Poverty Map“ heraus. Darin sind die Regionen Bangladeschs von grün bis rot in unterschiedlichen Tönen eingefärbt, je nachdem wie enorm dort Nahrungsmangel die Menschen gefährdet. Vor zehn Jahren waren auf dieser Karte der Westen und Norden

Menschen beim Erdschaufeln. Durch dieses staatlich geförderte Arbeitsprogramm können Menschen in prekären Lebenssituationen Geld verdienen. Doch bei weitem nicht für alle gibt es jene Jobs. Und die Arbeit ist hart.

des Landes noch von tiefroten Flächen überzogen. Ist man heute in den Dörfern jener Regionen unterwegs, trifft man allerorten die Frauengruppen. Wenn die Mitglieder dann von ihrer Arbeit zu erzählen beginnen, spürt man förmlich, wie diese Armutskarte mit ihren dunkelroten Flecken allmählich, wie diese Armutskarte und deren dunkelrote Flächen immer poröser werden müssen.. Wie Stück für Stück grüne Punkte wachsen, die dank entschlossener Frauen und Familien immer größer werden. Bis die Armut und ihre Strukturen vielleicht tatsächlich einmal erodieren? Es ist ein enormer Kampf, denn es geht um nicht wenige Menschen. Aber es gibt ein Netzwerk, das immer weiter über große Teile des Landes wächst. Und mit ihm wächst die Zuversicht.



Der Autor arbeitet als Redakteur, freier Journalist und Fotograf.



„Ein Leben lang genug Reis“ im Überblick

69.068 Frauen haben durch das Projekt Startkapital erhalten und an Schulungen teilgenommen: zu Landwirtschaft, eigenen Rechten und im Management ihres Kleinunternehmens.

Die Familien haben ihr durchschnittliches Einkommen verzehnfacht: auf ca. 3,15 Euro pro Kopf und Tag (in Kaufkraftparität).

Die Frauen haben 406.923 Bäume gepflanzt.

16 Teilnehmerinnen wurden in Gemeinderäte gewählt.

Die Dorfgruppen haben das Nutzungsrecht von 114,50 Hektar staatlichem Land für landlose Familien erstritten, das diesen zuvor verwehrt wurde.

25.413.374,97 Euro hat NETZ von 2002 bis 2019 für das Projekt in Bangladesch und Indien eingesetzt.

Die Dorfgruppen haben 287 Selbsthilfeverbände gegründet, die in der Lokalpolitik Gehör finden. 238 Selbsthilfeverbände („Federations“) agieren inzwischen eigenständig, ohne externe Unterstützung.

Über 45 Privatinitiativen in Deutschland wie Schulklassen, Kirchengemeinden und Vereine waren und sind in der Partnerschaft mit dem Projekt aktiv.

Die Frauen haben sich in 3.494 Dorfgruppen organisiert. Im Herbst 2002 wurde die erste Gruppe in Thakurpur im Distrikt Chnadanga gebildet. Im Dezember 2019 gründeten Frauen die bis dato jüngste Gruppe in Uttar Beel im Distrikt Naogaon. Weitere folgen.

Sie erwirtschaften eigenes Einkommen und produzieren ungezählte Tonnen Gemüse, Reis, Eier, Milch, Obst und Fleisch: Über 262.000 Familienmitglieder und Hunderttausende weitere Menschen haben dadurch eine deutlich verbesserte Ernährung.

Stand: Februar 2020



Träumen lernen

Verzweifelt im Nichtstun verharren beim Anblick von Menschen, die 23 mal umgezogen sind, weil ihnen die Flut das Wenige, das sie besaßen, zerstört hatte? Traurig werden beim Anblick von Frauen, beim Blick in ihre Augen, deren Ausdruck leer ist? Das ist Habibur Rahman Chowdhury nie in den Sinn gekommen. Der Leiter des NETZ-Teams in Bangladesch und seine Mitstreiter stellten sich stattdessen schlicht eine Frage: „Was können wir gemeinsam mit diesen Menschen tun?“

Text: Franziska Kleiner

Es war im Jahr 2002, als diese Frage brennend im Raum stand, erinnert sich Habibur Rahman Chowdhury an den Beginn des Projekts „Ein Leben lang genug Reis“. 20 Prozent der Bevölkerung von Bangladesch seien „hard core poor“, also extremst arm, haben weder Geld und Land, noch erhielten sie Mikrokredite. Was müsste man für Familien tun, die mit dem Einkommen der Väter als Tagelöhner bestenfalls über die Runden kommen? In denen die Männer so hart körperlich arbeiten, dass sie nicht zusätzlich tätig werden können? Ganz zu schweigen von denen, die sich mit dem Lohn nur etwas Reis kaufen können, der nicht einmal für drei tägliche Mahlzeiten reicht, deshalb ihren Reis in Tee tunken, um die Übelkeit des Hungers zu verhindern. Wie würde man all diesen Menschen helfen können?

Das war die Ausgangssituation vor nicht einmal zwei Jahrzehnten. NETZ suchte sich Partner. Von 20, 30 nichtstaatlichen Organisationen, die in Bangladesch angefragt wurden, so erinnert sich Habibur Rahman Chowdhury, blieben am Ende keine fünf übrig, mit denen NETZ eine nachhaltige Veränderung an der Seite der Menschen in Armut anstrebte. Die Antwort auf die Kernfrage war damit jedoch noch

nicht gegeben. Wie könnte man die Situation dieser Familien dauerhaft verbessern? „Ich war noch nie in solch einer Situation, woher sollte ich wissen, was es sein könnte?“ sagt Chowdhury. „Also haben wir mit den Menschen gesprochen.“ Zu allererst mit den Frauen. Die Männer waren ja tagsüber nicht da, sie arbeiteten auf dem Feld oder fuhren in Dhaka Rikscha. Die Frauen sollten selbst sagen, was ihnen helfen würde. Wenn jede Frau als Startkapital ein Kälbchen bekommen hätte – was hätte es jenen genutzt, die gar nicht wissen, wie man eine Kuh mästet, sodass man sie später gewinnbringend verkaufen kann? Was hätte es genutzt, wenn sie diese Arbeit gar nicht körperlich leisten können, dafür aber das Wissen und die Kraft haben, mit Hühnern zu wirtschaften, um deren Eier zu verkaufen?

Das ganze Dorf eingeladen

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von NETZ und zwei Partnerorganisationen sprachen also mit den Familien, sie waren gewillt, jedem die Grundausrüstung zu finanzieren und das Wissen zu vermitteln, mit dem sie ihren Lebensunterhalt selbst erwirtschaften können. Damit

waren aus Sicht von NETZ zwar die materiellen Voraussetzungen geschaffen, aber wie würde es gelingen, die Menschen, die bislang nur von Tag zu Tag dachten, deren Kraft nur für das Überleben heute ausreichte, davon zu überzeugen, an das Morgen zu denken? „Meine Aufgabe ist es, Träume in ihr Leben zu bringen“, umreißt der Chef des NETZ-Büros in Dhaka, was ihn antreibt. „Denn die haben diese Menschen verloren.“ Die Menschen sollten beginnen, sich eine Frage zu stellen: Was will ich in einem Jahr haben? Habibur Rahman Chowdhurys liebstes Beispiel in diesem Kontext ist das einer Frau in Kurigram. Die Dorfgemeinschaft hatte sie wegen ihrer Armut von

den Hochzeitszeremonien ausgeschlossen. Sie hatte keinen ordentlichen Sari und konnte keine Geschenke mitbringen. Ihre wirtschaftliche Situation änderte sich grundlegend, nachdem sie an dem Projekt „Ein Leben lang genug Reis“ teilgenommen hatte. Als Jahre später ihre eigene Tochter heiratete, lud die Frau das ganze Dorf ein. „Auch wenn es aus finanzieller Sicht nicht klug war, ich habe sie verstanden“, sagt Chowdhury. Die Frau hatte selbst ihr Leben verändert. Sie, die zuvor durch große Armut diskriminiert gewesen war, hatte sich nun selbstbewusst in einer männerdominierten Gesellschaft Akzeptanz verschafft; sie hatte durch die erfolgreiche

Projektteilnahme plötzlich Zugang zu Lebenschancen und zu gesellschaftlicher Teilhabe – wo doch beides zuvor so unerreichbar schien.

„Wir wussten nicht, ob unsere Idee Erfolg haben würden“, erinnert sich Chowdhury an die Anfangszeit. Dass inzwischen viele Partner das Projektkonzept so erfolgreich umsetzen, freut ihn und macht ihn dankbar. Doch er sagt auch: „Das sollte nicht das Ende der Geschichte sein. Die Kinder der Familien brauchen Bildung.“ Nur auf diese Weise könne verhindert werden, dass Familien von Generation zu Generation in extremer Armut leben. Chronische Armut zu verhindern, das sei das

übergeordnete Ziel des Projekts, macht Chowdhury deutlich. Um dies zu erreichen, sei die staatliche Unterstützung durch das deutsche Entwicklungsministerium und die Europäische Union wichtig und gut, sagt er. Die Hilfe von Privat aber hat für ihn besonderen Wert, weil darin eine besondere Verbundenheit der Spender mit seinem Land zum Ausdruck komme. „Die Unterstützung aus Deutschland macht mich stolz.“



Die Autorin ist Redakteurin bei der Stuttgarter Zeitung.



Habibur Rahman Chowdhury, Leiter des NETZ-Teams in Bangladesch, mit einer Projektteilnehmerin, die ihre Gemüsezucht präsentiert.

Jedes Zehntelgrad zählt

Das Projekt „Ein Leben lang genug Reis“ unterstützt Familien in Nordbangladesch, der Klimakrise zu widerstehen: Wenn von den Auswirkungen der Klimakrise in Bangladesch die Rede ist, gilt das Augenmerk bisher dem Anstieg des Meeresspiegels im Golf von Bengalen, durch den die Küstenregion unbewohnbar zu werden droht. Die Tragweite der Veränderungen im Nordwesten und Norden rücken erst NETZ und seine Partner in den Fokus der Öffentlichkeit. Hitzeperioden im Sommer, Dürre, absinkendes Grundwasser sind laut den Klimaforschern des „Bangladesh Centre for Advanced Studies“ ebenso Bestandteil des Klimawandels wie die Verdichtung des Monsuns mit extremen Niederschlägen und schweren Fluten. Zudem haben seit einigen Jahren Kältewellen die Region im Winter fest im Griff. Am stärksten betroffen sind Menschen, die nichts zum Klimawandel beitragen – wie Sabina Khatun, Roushana Rana und Nazma Begum. Sie selbst entwickeln nun ihre Strategien zum Schutz vor Fluten, Kälte und Bodenerosion.

Text: Peter Dietzel

Im Haus von Sabina Khatun steht Wasser. Wadentief. Still. Grünlich-trüb. Fast die Hälfte der Fünf-Quadratmeter-Einraumbehausung füllt das Bett aus, auf dem sie sitzt. Es ist Anfang September, Spätmonsun in Bangladesch. „Seit zwei Monaten“, antwortet Sabina Khatun auf die Frage, wie lange ihre Schlafstätte bereits im Wasser stehe. Sie lacht dabei. Zugleich hat ihr Gesichtsausdruck etwas Ernstes. „Früher gab es hier kein Hochwasser“, berichtet sie, „doch seit 2017 jedes Jahr“.

Familie Khatun und die anderen Bewohnerinnen des Dorfes Bhabanipur im nordwestlichen Distrikt Naogaon gehören zu den Menschen, die unterhalb der unteren Armutsgrenze leben. 13 Millionen sind es in Bangladesch. Das entspricht der Einwohnerzahl der sieben Bundesländer Brandenburg, Bremen, Mecklenburg-Vorpommern, Thüringen, Saarland, Sachsen-Anhalt, und Schleswig-Holstein zusammen.

Wetterextreme im Nordwesten ...

„Der Monsun hat sich verändert. Er ist kürzer geworden, bringt aber in dieser Zeit die gleichen Regenmassen“, sagt Dr. Dwijen Mallik, Wissenschaftler am „Bangladesh Centre for Advanced Studies“, kurz BCAS, mit Sitz in Dhaka und damit Mitarbeiter eines Thinktanks, der sich mit den Folgen des Klimawandels befasst. In Sabina Khatuns Siedlung kann das Wasser nicht schnell abfließen. Zwei Handbreit über der Wasseroberfläche befindet sich ihr Schlafplatz.

Ihr Mann meint: „Ist doch praktisch. Da können wir beim Aufstehen gleich die Füße waschen.“ Auf die verdutzen Blicke der Umstehenden hin ergänzt er: „Ich würde ja traurig oder verrückt werden, wenn ich klagen würde. Ich lache lieber und mache Scherze.“ Auch mit dieser Strategie kann man den Folgen der Klima-

krise trotzen – selbst wenn man nur zwei Euro am Tag für harte Plackerei auf den Reisfeldern verdient und zusammengerechnet vier Monate im Jahr arbeitslos ist. Die Bewohnerinnen anderer Dörfer im Distrikt Naogaon berichten gleichermaßen von den Konsequenzen der Wetterveränderungen. In Ataikula etwa erläutern sie: „Früher kannten wir keine Überschwemmungen. Jetzt zerstören sie während der Regenzeit die Hütten der Ärmsten und die Menschen siedeln für ein paar Monate auf der Straße, die zwei Meter höher liegt“. Im Sommer, ehe der Monsun einsetzt, steigen die Temperaturen auf Werte, die jegliche körperliche Arbeit unmöglich machen – mit gravierenden Konsequenzen für alle Familien, die auf tägliche Erwerbstätigkeit angewiesen sind. Im Winter fällt das Thermometer in manchen Nächten auf unter drei Grad – für subtropische Verhältnisse bitterkalt. Costantina Hasdak, Mitglied im Gemeinderat von Deopara in Rajshahi, erzählt:

„Manchmal holen wir morgens tote Kinder und alte Menschen aus den Häusern der Familien, die so arm sind, dass sie auf dem Boden schlafen“.

... und entlang der Flüsse im Norden

Infolge der Verdichtung des Monsuns nehmen die Regenfälle an den Hängen des Himalayas sturzflutartige Ausmaße an und führen vermehrt zu Überflutungen im Gebiet des Brahmaputras. Der in Tibet entspringende Fluss gehört zu den längsten Strömen der Erde und hat, wenn er von Indien kommend in das Staatsgebiet von Bangladesch eintritt, eine Breite von 15 Kilometern. Riesige Land-

striche der beiden nördlichen Distrikte Gaibandha und Kurigram stehen inzwischen Jahr für Jahr unter Wasser.

Reiche Familien oder Angehörige der Mittelschicht leben nicht entlang des Brahmaputra. Wer irgendwie ein tägliches Auskommen hat, lebt auf höher gelegenen und damit geschützteren Flächen. Die Ärmsten jedoch, die kein eigenes Land besitzen, haben dieses Privileg nicht, ihre Siedlungen sind gnadenlos jedem Hochwasser ausgesetzt. Was dies während der Überschwemmung im Jahr 2017 bedeutete, berichtet Roushana Rana, 28, aus Kurigram: „Das Wasser stand eineinhalb Meter hoch in unserem Wellblech-Haus. Mein Mann

band unsere beiden Töchter an Bäumen fest, damit sie von der Flut nicht fortgerissen wurden“. Ihre beiden einzigen Ziegen verlor die Familie in den Wassermassen. Die Bewohner der Flussinseln und Ufer sind es gewohnt, mit Wetterextremen zu leben. Doch ihr traditionelles Wissen reicht nicht aus, um den Auswirkungen des Klimawandels zu trotzen. Roushana Rana erzählt: „Früher sahen wir an den Wolken und Wellen, wann der Regen zunimmt und der Brahmaputra steigt. Dann packten wir unser Hab und Gut zusammen, verluden es zusammen mit unseren Wellblech-Dächern auf die Boote und brachten alles auf höher gelegenen Landflächen in Sicherheit. Jetzt regnet es so unfassbar heftig

Die Menschen am Brahmaputra haben einen der kleinsten ökologischen Fußabdrücke weltweit – und widerstehen den Auswirkungen des Klimawandels in ihrem Lebensraum. Das Foto entstand während der Flut im Jahr 2016.





Foto: Noor Ahmed Gelal

Auf einer Dorfversammlung besprechen die Menschen, wer an dem Projekt teilnimmt.

und die Wassermassen kommen mit solch einer Wucht und Geschwindigkeit, dass wir bei der Flut gerade noch unser Leben retten können.“

Kleinster Fußabdruck – größte Bürde

Laut BCAS haben die Wetterextreme erheblichen Einfluss auf die Sicherstellung der landwirtschaftlichen Produktion und somit auf die Haupteinkommens-

quellen. Hierunter leiden vor allem Menschen, die unterhalb der unteren Armutsgrenze leben – und aufgrund ihres geringen Konsums einen vernachlässigbar kleinen ökologischen Fußabdruck aufweisen. Zugleich verfügen die Menschen über die geringsten Widerstandskräfte und Ressourcen, um den Wetterextremen und ihren Auswirkungen zu trotzen. Sie sind als Tagelöhner vom Ernteerfolg größerer landwirtschaftlicher Betriebe abhängig. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Ein-

kommen in diesen Haushalten beträgt weniger als 50 Taka (rund 50 Euro-Cent) am Tag. Konkret bedeutet dies, dass die Familien höchstens zweimal täglich essen können, in geringer Menge und Qualität. Bei Kleinkindern führt dies zu Unterernährung mit langfristigen Schäden. Außerhalb der Landwirtschaft gibt es kaum Erwerbsmöglichkeiten. Die Familien haben keine eigenen Felder, die sie bebauen könnten, keine Tiere; sie haben auch keinerlei sonstiges Kapital.



Foto: Noor Ahmed Gelal

Zur Vorsorge für die nächste Flut hat sich Begum Khatun (68) aus Kurigram einen Kürbis zurückgelegt, der zwei Jahre lang haltbar ist.

Neue Strategien

Sabina Khatun möchte das Land aufschütten, auf dem sie wohnt, als Schutz vor Fluten: „Dann kann ich hinter dem Haus auch Gemüse anbauen“. Der Landbesitzer sei damit einverstanden, sagt sie. Zudem möchte sie mit ihrem Mann Ziegen züchten. Wie Familie Khatun haben die meisten Menschen Ideen, wie sie der Misere trotzen könnten. Doch es mangelt ihnen an Ressourcen, an Zugang zu Know-how, an einer Interessenvertretung. In ihrer Region wollen die meisten Menschen bleiben. Eher versetzen sie ihr Haus zwanzigmal in ihrem Leben bei jeder Fluss-Erosion, als dass sie in die Slums der Großstädte ziehen. Erst wenn ihre angestammte Heimat keine Sicherheit und kein ausreichendes Einkommen mehr bietet, entscheiden sie sich zu gehen.

Seit 2017 passt NETZ das bewährte, gemeinsam mit den Menschen entwickelte Projektkonzept „Ein Leben lang genug Reis“ an die neuen Herausforderungen im Norden an. Frauen, die in Bangladesch traditionell benachteiligt und häufig Rechtsverletzungen wie Kinder-Ehen oder häuslicher Gewalt ausgesetzt sind, bleiben die Hauptakteurinnen. In den Situationsanalysen zu Projektbeginn, welche die Familien gemeinsam mit der zuständigen Dorfentwicklungshelferin durchführen, werden nun auch die Anfälligkeit, Unsicherheit und Schutzlosigkeit aufgegriffen, denen die Menschen aufgrund der Wetterveränderungen ausgesetzt sind.



Foto: Peter F. Ziel

Traditionelles und aktuelles Wissen

In flutgefährdeten Dörfern schützen die Familien Erdschichten über den höchsten je gemessenen Hochwasserpegel auf und errichten darauf ihre Häuser neu. An den Böschungen pflanzen sie Bäume. Dabei tauschen sie traditionelles Wissen aus, welche Pflanzen rasch mit weitverzweigtem Wurzelwerk den Boden festi-

Sabina Khatun (27) lebt im Distrikt Naogaon, im Nordwesten Bangladeschs. Acht Wochen im Jahr steht das Wasser in ihrer Hütte.



Die Aufschüttung von Land schützt vor künftigen Überflutungen.

gen ohne von Ziegen abgefressen zu werden und welche Tiefwurzler auch bei stärkerer Strömung Schutz vor Erosion bieten. Nachhaltigkeit ist nur mit lokalem Wissen zu sichern. Familien, welche die erforderlichen Ausgaben nicht aus eigener Kraft stemmen können, erhalten aus Projektmitteln eine Unterstützung.

Projektmitarbeiterinnen kümmern sich um den Katastrophenschutz. Die Frauen nehmen an Schulungen teil und stellen in den darauffolgenden Gruppentreffen eigene Aktions- und Vorsorgepläne auf. Zum Beispiel bauen sie sich einen kleinen tragbaren Herd, auf dem sie auch bei Hochwasser kochen können, deponieren einen Reisvorrat in einem Gefäß, das vom Dachgebälk baumelt, oder erfahren von den Älteren im Dorf, welche Kürbissorte besonders lang haltbar ist und

legen ein paar Früchte für Notzeiten zurück. „Bei früheren Fluten haben wir nie Informationen aus dem staatlichen Frühwarnsystem erhalten“, berichten die Mitglieder der Dorfgruppe auf der Flussinsel Balarampur im Brahmaputra. „Für die Gemeindeverwaltung sind wir zu abgelegen, und den Ratsmitgliedern ist egal, was hier passiert. Hier wohnen nur arme Leute.“ Nazma Begum ist Sprecherin der Gruppe: „Jetzt sorgen wir dafür, dass die Informationen bei uns ankommen. 60 Frauen aus unserem Dorf sind gemeinsam zum Bürgermeister gegangen“.

In jeder Gemeinde, die erreicht wird, haben die Projektmitarbeiterinnen ein Katastrophenschutz-Komitee initiiert. Die ehrenamtlichen Katastrophenhelferinnen erhalten Schulungen sowie fortlaufend Informationen aus dem staatlichen satellitenbasierten

Frühwarnsystem. Im Ernstfall gehen sie mit Megaphon durch die Dörfer und informieren die Bevölkerung, koordinieren Evakuationen in Schutzunterkünften und sorgen zum Beispiel dafür, dass die Gemeinde Trinkwasser bereitstellt.

Politisches Empowerment

Die Dorfhelferinnen stärken das Selbstvertrauen der Frauen in die eigenen Fähigkeiten. Sie leiten die Selbsthilfeorganisationen an, für ihre Rechte gegenüber öffentlichen Stellen einzutreten. „Mit unserer Gruppen haben wir bei der Gemeindeverwaltung durchgesetzt, dass ältere Menschen in unseren Dörfern, die nicht mehr arbeiten können, jetzt ihre Rente erhalten“, erklärt Nazma Begum. Früher wäre diese nur gegen Bestechung ausgezahlt worden, be-

richten die Witwen innerhalb der Gruppe, das Geld dafür hätten sie nicht aufbringen können. Auch den tiermedizinischen Dienst und die Anbauberatung der Landwirtschaftsbehörde nehmen die Frauen nun in Anspruch. Im Kontext des Klimawandels stellen diese staatlichen Leistungen ein wichtiges Instrument zur Sicher-

ung der wirtschaftlichen Stabilität dar.

Das Projekt stärkt die ökonomischen und sozialen Widerstandskräfte und die Anpassungsfähigkeit benachteiligter Menschen gegenüber klimabedingten Gefahren und Naturkatastrophen. Größere, zum Beispiel infrastrukt-

turelle Veränderungen kann das Projekt nicht leisten. Partiiell gelingt es den Akteurinnen, auf lokaler Ebene gesellschaftliche Machtverhältnisse zu perforieren. Doch um Asymmetrien beim Zugang zu Ressourcen entgegenzutreten, etwa zu staatlichem Land, sind ein langer Atem und eine wesentlich breitere Unter-

Schritt für Schritt

Basierend auf ihren Erfahrungen, Stärken und Potenzialen erstellen die Familien kleinschrittige Aktionspläne, sogenannte Familienentwicklungspläne. Darauf aufbauend erhalten die Frauen nicht-rückzahlbares Startkapital. Wer etwa Kenntnisse in der Bambusverarbeitung hat, erhält Werkzeug und Rohmaterial und vermarktet später Körbe. Wer bisher das Vieh anderer Dorfbewohner gehütet hat, bekommt seine eigenen Tiere und verkauft deren Milch, Eier oder Jungtiere. Zur Diversifizierung ihrer Einkommensquellen erhalten die Teilnehmerinnen sowohl Produktivgüter wie Hennen oder Spinat-Samen, die bereits nach wenigen Tagen den Speiseplan verbessern. Ebenso erhalten sie Haupt-Produktivgüter wie Ziegen oder Pachtland, welche langfristig Gewinn abwerfen. Die Frauen berichten begeistert vom ersten Besuch des Viehmarkts in ihrem Leben, wenn sie dort zusammen mit Projekt-Mitarbeitern Schafe oder eine Kuh erworben haben, eine Tätigkeit, die in Bangladesch sonst in der Regel den Männern vorbehalten ist.

In Schulungen lernen die Frauen effektive Methoden für das Management ihres Kleinunternehmens. Dazu zählen Gartenbau und Tierhaltung in Verbindung mit Anpassungsmaßnahmen gegenüber klimabedingten Gefahren wie Flut, Dürre, Schädlingen oder Tierkrankheiten. Innerhalb von drei Jahren verdreifachen die Familien ihr Einkommen, belegt die systematische Datenerhebung, die unabhängige Gutachter bestätigen. Die 25-jährige Nazma Begum zeigt, wie es läuft: „Mit der Kuh, die ich für 115 Euro vor einem Jahr aus dem Projekt bekam, habe ich bereits 210 Euro Gewinn gemacht“, berichtete sie, und weiter: „Auf der Schulung habe ich Kompostierung gelernt. Jetzt baue ich vier Gemüsesorten im Beet an und darüber Kürbisse“. Weiter oben tragen zwei Papaya-Stauden die ersten Früchte. Auf drei Anbau-Ebenen nutzt sie das kleine Stück Land hinter ihrem Wellblechhaus. Bei Saatgut und Setzlingen achtet sie auf klimaresistente Sorten und biologischen Insektenschutz stellt sie selbst her.

Nazma Begum plant mit der Dorfgruppe in Kurigram, deren Vorsitzende sie ist, die Katastrophenvorsorge.



stützung erforderlich. NETZ und seine Partner schaffen jedoch Räume, dass die Menschen ihre Anliegen auf nationaler Ebene artikulieren, etwa an einem Runden Tisch im Pressehaus der bedeutendsten englischsprachigen Tageszeitung „The Daily Star“ (siehe Seite 26).

Grüner Klimafonds: an den Menschen vorbei

Das Leben der Menschen im Norden Bangladeschs und die Ergebnisse der Weltklimakonferenzen sind eng miteinander verknüpft. Um Folgen der globalen Erwärmung in Entwicklungsländern abzumildern oder zu verhindern, haben 194 Staaten auf der Klimakonferenz 2010 in Cancún den milliardenschweren Grünen Klimafonds der Vereinten Nationen gegründet. Doch es ist nicht erkennbar, dass von den Geldern für Projekte zur Anpassung an den Klimawandel tatsächlich etwas in den betroffenen Regionen Bangladeschs ankommt. In der Praxis lässt sich nur feststellen,

dass Regierungsinstitutionen aus dem Norden wie aus dem Süden ihre hohe Summen aus diesem Fonds erhalten und Beraterfirmen hochdotierte Aufträge. Organisationen, welche die Interessen der am stärksten benachteiligten Menschen im Süden vertreten und an deren Seite arbeiten, sind in die Arbeit des Grünen Klimafonds nicht einbezogen. Auf internationaler Ebene muss noch sehr viel passieren, dass die Menschen, die existenziell von der Klimakrise bedroht sind, an den Entscheidungen teilhaben, die sie selbst betreffen. Alle Institutionen, die zu Anpassungsmaßnahmen arbeiten, sind in erster Linie den am stärksten betroffenen Menschen gegenüber rechenschaftspflichtig.

Die Industrieländer sind Hauptverursacher der menschengemachten Klimakrise. Ihre Aufgabe ist es, sich für weitgreifenden Klimaschutz einzusetzen und radikal den Ausstoß an Treibhausgasen zu senken. Jedes Zehntelgrad weniger Erderhitzung zählt – vor allem für die Menschen, die

im globalen Maßstab den kleinsten ökologischen Fußabdruck haben, jedoch die Lasten der globalen Wetterveränderungen am eigenen Leib verspüren.

Für diese Menschen zählt auch, wie solidarisch privilegiere Menschen mit ihnen sind, damit sie den Folgen der Klimakrise widerstehen können. Rohima Bin, 32, die sich in einer der Selbsthilfeorganisationen in Kurigram engagiert, drückt es so aus: „Ich empfinde es als respektlos uns gegenüber, wenn Katastrophenberichterstattter bei jeder Flut in unsere Dörfer einfallen, wir jedoch mit unseren Anstrengungen ums tägliche Überleben alleine gelassen werden.“



Der Autor ist seit 1991 in der Entwicklungszusammenarbeit mit Bangladesch tätig.



Wenn Lebensraum einfach wegbricht: Flusserosion in Kurigram.

Foto: Noor Ahmed Galal



Foto: Ahmed Galal

„Unsere Flüsse sterben“

Wie sich der Klimawandel auf Bangladesch auswirkt – und warum die Politik besonders gefordert ist

In Zusammenarbeit mit NETZ hat die größte englischsprachige Tageszeitung in Bangladesch, The Daily Star, zu einer Gesprächsrunde in das Pressehaus nach Dhaka eingeladen. Unter dem Titel „Patterns and effects of climate change in north-west Bangladesh and its policy implications“ diskutierten Betroffene, Entwicklungsarbeiter und Wissenschaftler gemeinsam über die Entwicklungen und damit verbundene Herausforderungen. Das sind die wichtigsten Beiträge der Veranstaltung:

Costantina Hasdak, Mitglied im Gemeinderat von Deopara und Sprecherin einer Selbsthilfeorganisation beim NETZ-Partner DASCOH in Rajshahi:



Ich bin eine Santal. Wir leben in der nordwestlichen sogenannten Barind-Region des Landes. Seit einigen Jahren leiden wir stark unter den abrupten Temperaturschwankungen im Winter und Sommer. Die extreme Hitze und Kälte sind für uns Menschen unerträglich geworden und für unsere Tiere und Pflanzen sehr schädlich. Manchmal steigt die Temperatur so stark an, dass Wassermangel herrscht. Der Grundwasserpegel in der Region sinkt, sodass wir oft nicht einmal aus unseren Tiefbrunnen Wasser pumpen können. Wir müssen dann zwei bis drei Kilometer zurücklegen, um Trinkwasser zu holen. Deshalb trinken viele Menschen Wasser aus nahegelegenen

Teichen, was schwere Krankheiten verursacht. Die Schwere der Wasserkrise hat ein solches Ausmaß erreicht, dass viele Santal ihre Häuser verlassen, um anderswo Arbeit zu suchen. Wir fordern die Regierung auf, unverzüglich Maßnahmen zur Lösung der Wasserkrise zu ergreifen.

Shahedul Anam Khan, Mitherausgeber The Daily Star und Moderator:



Bangladesch ist eines der Länder, die am stärksten vom Klimawandel betroffen sind. Im nordwestlichen Landesteil sind Armut und

Arbeitslosigkeit in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen, doch die negativen Auswirkungen des Klimawandels gefährden diesen Fortschritt. Auf dieser Veranstaltung sprechen wir darüber, wie wir dieser Situation begegnen und sie bestmöglich verändern können.

Dr. Atiq Rahman,
Geschäftsführer des
Forschungszentrums
Bangladesch Centre for
Advanced Studies (BCAS):



Wenn man die Welt als Ganzes betrachtet, denkt man nicht zuerst an die Armen; es ist der Temperatur- und Klimawechsel, der einem sofort in den Sinn kommt. Wenn man an Bangladesch denkt, hat man zunächst an die Auswirkungen des Klimawandels auf die Umwelt vor Augen, nicht aber die Konsequenzen für die hier lebenden Menschen. Doch wenn wir uns auf ein bestimmtes Gebiet konzentrieren, sehen wir, wie viele Menschen davon betroffen sind. Deshalb sollten wir konsequent eine Region nach der anderen in den Blick nehmen und dazu arbeiten.

Eine Sache, die ich gelernt habe, ist, dass nicht der Durchschnitt zählt, sondern das Extrem. Hundert Prozent der Menschen im Nordwesten, die wir befragt haben, berichten, dass sowohl die Hitze als auch die Luftfeuchtigkeit in den letzten Jahren zuge-

nommen haben, was auch unseren wissenschaftlichen Daten entspricht. Wenn die politischen Entscheidungsträger auf diese Menschen hören, wird ihre klimabezogene Politik menschenfreundlich und effektiv sein.

**Habibur Rahman
Chowdhury,**
Landesdirektor von NETZ
in Bangladesch:



Seit dem Wirbelsturm 1991 arbeitet NETZ im Katastrophenschutz. In den letzten 20 Jahren konzentrierten wir unsere Maßnahmen auf die nordwestliche Region des Landes, insbesondere auf die Verwaltungseinheiten Rajshahi und Rangpur. Wir haben versucht, Flusserosion, Überschwemmungen, Wasserknappheit und andere Naturkatastrophen durch verschiedene Programme zu bekämpfen. Vor allem stärken wir die ärmsten Menschen, die von Regierungsprogrammen kaum erreicht werden. Dabei schließen sich kleine Gruppen zusammen. Die Menschen erhalten Schulungen zum Ausbau ihrer Fähigkeiten und Startkapital zur Erzielung von Einkommen. Dadurch schaffen sie alternative Arbeitsmöglichkeiten. Zudem stellen wir das Recht ihrer Kinder auf Bildung sicher, damit sie aus dem Teufelskreis der Armut ausbrechen können. Bisher konnten wir die Lebenssituation von 300.000 Menschen in der Region nachhaltig verbessern.

Salim Reza, Programm-
Manager der NGO
Pollisree:



Um die Auswirkungen des Klimawandels im Nordwesten des Landes zu bekämpfen, sollte eine intensive Zusammenarbeit zwischen den akademischen Institutionen der Region und NGOs stattfinden. Wir müssen junge Menschen ermutigen, sich an diesen Programmen zu beteiligen.

Dr. Dwijen Mallick,
wissenschaftlicher
Mitarbeiter BCAS:



In unserer Studie haben wir Daten der letzten 35 Jahre aus einigen Gebieten im Nordwesten analysiert. Dabei stellen wir einen starken Temperaturanstieg im bengalischen Sommer fest. Im Durchschnitt lag die Temperatur 1981 im Sommer bei 36 Grad Celsius. Bis 2016 stieg die Temperatur in einigen Gebieten auf 42 Grad an. Schätzungen zufolge steigt diese in den kommenden Jahren nochmals um zwei bis drei Grad. Ebenso sehen wir abrupte Veränderungen der Niederschläge. Der durchschnittliche Niederschlag

pro Jahr bleibt gleich, aber der Zeitpunkt der Niederschläge ändert sich. Manchmal gibt es größere Niederschläge vor der Regenzeit und weniger während der Regenzeit. Zudem führten wir Haushaltsbefragungen mit partizipativen Forschungsmethoden durch. Hierbei erhielten wir die gleichen Ergebnisse. Durch das Zusammenführen dieser Informationen können wir eine korrekte Schwachstellenanalyse durchführen und effektive Anpassungsstrategien entwickeln. Die wichtigste Beobachtung unserer Studie ist, dass der Klimawandel zu enormen negativen Auswirkungen in allen Sektoren führt, die für die Lebensgrundlage der Menschen im Nordwesten wichtig sind – insbesondere auf die Landwirtschaft. Unsere Untersuchungen zeigen auch, dass die indigene Bevölkerung im Nordwesten unter Ernährungsunsicherheit leidet. Sie sind sechs Monate lang arbeitslos. Meist haben sie nicht genug Mittel, um sich drei Mahlzeiten am Tag leisten zu können. Auch die verfügbaren Nährstoffe sind gering – oft besteht das Essen ausschließlich aus Kohlenhydraten. Diese Bevölkerung ist von Unterernährung betroffen, die sich direkt auf ihre Arbeitsfähigkeit auswirkt. Es ist ein Teufelskreis. Diese Menschen leiden am stärksten unter dem Klimawandel. Durch die patriarchalische Sozialstruktur befinden sich Frauen automatisch in einer verwundbareren Position. Die Auswirkungen des Klimawandels bringen sie weiter in die Gefahrenzone.

Durch unsere Forschung haben wir versucht, effektive Anpassungsstrategien für diese Bevölkerungsgruppen zu identifizieren. Gewiss haben die Menschen ihre eigenen Formen und Tech-

niken der Anpassung an die sich verändernde Situation, doch im Bezug auf Wissen, Fertigkeiten und Ressourcen sind sie in der Gesellschaft oft abgehängt. Wir haben deshalb einige spezifische Sektoren herausgearbeitet, in denen sie zusätzliches Einkommen erwirtschaften können, etwa als Kleinbauern, in der Subsistenzwirtschaft auf dem eigenen Hof oder in der Geflügelzucht.

Mizanur Rahman Bijoy,
Forscher und Koordinator
der Netzwerks gegen den
Klimawandel:



Der Nordwesten bleibt bei der Verteilung der Entwicklungsressourcen vernachlässigt. Betrachtet man die Zuweisungen aus dem nationalen Entwicklungsbudget in den Bereichen Umwelt, Klimawandel und Katastrophenmanagement, so erhielt die Region im Jahr 2016 die geringsten Mittel. Oder: Obwohl Rangpur die geringste Strommenge des Landes erhält, wurde die Mehrheit der Solar-Haussysteme, die für Menschen bestimmt sind, die sich keinen Strom leisten können, in die gut versorgten Zentren Chattogram und Dhaka geschickt. In Anbetracht der Situation in Rangpur empfahl eine Regierungsstudie, mindestens zehn Prozent des Entwicklungshaushalts in dieser Region zu investieren. Doch in den letzten fünf Jahren wurde von dieser Empfehlung nichts umge-

setzt. Der Nordwesten bleibt auch durch die neuen Pläne der Regierung im Zusammenhang mit dem Klimawandel vernachlässigt. Um diese hoffnungslose Situation zu ändern, müssen wir unsere Stimmen erheben und Druck auf die Regierung ausüben.

Die Landwirtschaftsbank in Rajshahi und die Entwicklungsbehörde für das Barind-Gebiet (Barind Multipurpose Development Authority) sind zwei Institutionen, die eine große Rolle bei der Verbesserung der Situation in der nordwestlichen Region spielen können, insbesondere bei der Bewältigung der Auswirkungen des Klimawandels, wenn sie ordnungsgemäß verwaltet und mit angemessenen Ressourcen und politischer Unterstützung gestärkt werden.

Akramul Haque,
Geschäftsführer der NGO
DASCOH in Rajshahi:



Unsere Volkszählung ist fehlerhaft. Sie gibt nicht die tatsächliche Anzahl der indigenen Menschen im Flachland wieder, da sie oft ausschließlich nach Religionszugehörigkeit kategorisiert werden. Wenn sie bei der Volkszählung nicht korrekt erfasst sind, wie können wir dann eine angemessene Mittelausstattung für diese Menschen erwarten und sicherstellen, dass ihre Stimme gehört wird? Die politischen Entscheidungsträger sollten dieses

Anliegen sehr ernsthaft prüfen. Es besteht ein Mangel an Koordination zwischen der Entwicklungsbehörde für das Barind-Gebiet und der Wasserbehörde. Mit besserem Management könnte das gesamte Bewässerungssystem in der Barind-Region verbessert werden. Die Regierung hat die Initiative ergriffen, Kanäle in der Region zu graben. Jedoch macht das Projekt keinen Sinn, wenn keine geeigneten Wasserspeicher entwickelt werden. Wasserstau ist ein weiteres Problem, das von der Wasserbehörde sofort gelöst werden sollte. Neue Dämme und Straßen werden gebaut, ohne Raum für Entwässerung zu lassen, was zu einer erheblichen Staunässe führt.

Shamim Ara Begum, Geschäftsführerin der NGO Pollisree in Dinajpur:



Seit einigen Jahren beobachten wir in unserer Region regelmäßigen dichten Nebel im Winter, welcher der Landwirtschaft schadet. Auf der Suche nach Lösungen haben wir verschiedene Pflanzen eingeführt, die den Veränderungen standhalten. Es braucht jedoch Zeit, um die Bevölkerung mit dem Anbau neuer Kulturen vertraut zu machen. Zudem geht es darum, sie auf das Frühwarnsystem aufmerksam zu machen, damit sie mit der Wasserbehörde, der Meteorologischen Abteilung und der Viehzuchtbehörde

kommunizieren können, um die negativen Auswirkungen des Klimawandels zu verringern. Da es am Teesta-Fluss keine Hochwasserschutzbauten gibt, müssen die Menschen bei einer Katastrophe in Schulen Schutz suchen. Heranwachsende Mädchen werden besonders häufig Opfer sexueller Belästigung, denn in diesen Notunterkünften gibt es keine getrennten Räume für Männer und Frauen. Deshalb suchen sie bei Flut die Notunterkünfte oftmals nicht auf.

Dr. Ahsan Ali, Geschäftsführer der Partner-NGO Ashrai:



In der Barind-Region werden Ackerflächen in Obstgärten umgewandelt, da aufgrund der Gesteinsschichten keine teuren Tiefbrunnen errichtet werden. Dieser Wandel im Agrarsystem hat sich auf die Beschäftigungsmöglichkeiten ausgewirkt und zu Binnenmigration geführt. Früher kamen Menschen aus anderen Regionen in dieses Gebiet, um während der Reisernte zu arbeiten. Die Wetteränderungen verursachen auch den Ausbruch neuer Krankheiten. Um Arbeitsplätze zu schaffen, müssen private Unternehmen in der nordwestlichen Region gestärkt werden. Es besteht auch dringender Bedarf an Fachschulen für die indigenen Gemeinschaften, damit sie die Möglichkeit haben, neue Fähigkeiten zu erwerben.

Jahangir Alam Khan, Projektkoordinator bei der NGO DASCOH:



Naogaon ist seit langem für den Reisanbau bekannt, aber im vergangenen Jahr wurde der Distrikt mit 29.000 Hektar Anbaufläche zum zweitgrößten Mangoanbaugebiet des Landes und dürfte in den nächsten zwei Jahren den Distrikt Chapainawabganj übertreffen. Die für die Reisproduktion geeigneten Flächen wandeln sich aufgrund der starken Wasserknappheit in Obstgärten mit verschiedenen Früchten. Dadurch verliert eine große Zahl von Menschen, einschließlich der indigenen Bevölkerung, ihre Existenzgrundlage. Dieses Problem kann nur durch den Zugang zu einer ausreichenden Wassermenge gelöst werden. Wenn Wasser durch Kanäle aus entfernten Gewässern in die Region geleitet werden kann, wird der Druck auf das Grundwasser deutlich abnehmen.

Es gibt viel Geld im Klimafonds, aber es wird nicht richtig zugewiesen. Unterstützungen aus dem Klimafonds müssen die Menschen erreichen, die sie am meisten brauchen.

Kagji Bala, Mitglied der Frauengruppe in Ramna, Kurigram, beim NETZ-Partner MJSKS:



In den letzten beiden Jahrzehnten musste ich mein Haus wegen Fluss-Erosion zwanzig Mal umstellen. Bei der diesjährigen Flut musste ich auf der höher gelegenen Straße Schutz suchen und dort einen ganzen Monat bleiben. Von der Regierung erhalten wir so gut wie keine Unterstützung. Außerdem kann ich als alte Frau nicht weit gehen, um Hilfe zu erhalten oder abzuholen. Ich fordere die Regierung auf, unverzüglich Maßnahmen zu ergreifen, um unser Leben und unsere Existenzgrundlage vor dem Zorn des mächtigen Brahmaputra zu schützen. MJSKS hat uns Vieh zur Verfügung gestellt. Wir brauchen mehr solche Unterstützung in unserer Region.

Md. Shamsuddoha, Geschäftsführer des Forschungszentrums Center for Participatory Research and Development:



Unsere Katastrophenschutzrichtlinie befasst sich kaum mit den neu auftretenden Katastrophen wie dichtem Nebel, Hitzewellen und Sturzfluten. Forscher sollten diese Phänomene untersuchen und die Ergebnisse den politischen Entscheidungsträgern zugänglich machen. Öffentliche Güter werden aktuell in Privatvermögen umgewandelt, entweder durch illegale Besetzung oder mit Zustimmung des Staates. Der ärmste Teil der Bevölkerung, insbesondere die indigenen Gemeinschaften, sind stark von öffentlichen Gütern wie staatlichem Land abhängig, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Deshalb müssen wir gute Regierungsführung sicherstellen, die ihre Entwicklungsperspektiven in den Fokus rückt. Beispielsweise erhalten manche wasserarme Regionen kein Trinkwasser, obwohl es verfügbar ist, denn das Wasser wird illegal von anderen Menschen abgezapft. Öffentliche Güter sind jedoch für die Allgemeinheit da. Bei der Bohrung neuer Tiefbrunnen müssen wir die Auswirkungen bedenken, denn der Wasserspiegel in der nördlichen Region sinkt und der Salzgehalt auf der südlichen Seite steigt.

Kazi Amdadul Haque, Direktor der Abteilung Klimawandelanpassung



Es gibt viele traditionelle Anpassungsstrategien, die in unsere Entwicklungspläne aufgenommen werden sollten. Bei meinem Besuch in Kurigram habe ich zum Beispiel gelernt, dass die Einheimischen einige Bäume nicht fällen, da diese das Eindringen von Hochwasser in die Siedlungsgebiete verhindern. Die Gemeinde- und Distriktparlamente sollten diese Konzepte bei ihren verschiedenen Initiativen berücksichtigen. Zudem müssen wir auf die zweckbestimmte Verwendung öffentlicher Mittel achten. Es erstaunt mich, dass Gelder aus dem Klimafonds für den Bau von Überführungen in Banani (einem wohlhabenden Stadtviertel Dhakas) verwendet werden.

Peter Dietzel, bis März 2020 Geschäftsführer NETZ



Die reichsten zehn Prozent der Weltbevölkerung sind für fast die Hälfte des Kohlendioxidausstoßes verantwortlich, während die ärmsten zehn Prozent nur ein Prozent der weltweiten Emissionen verursachen. Der Grund für dieses Ungleichgewicht ist der Lebensstil der Reichen – Menschen, die Geld haben, kaufen mehr, konsumieren mehr, reisen mehr. Die Menschen mit dem niedrigsten Einkommen sind am wenigsten für den Klimawandel verantwortlich, aber am meisten von seinen Folgen betroffen.

Dieses Ungleichgewicht ist entscheidend zu beachten, wenn wir von politischen Konsequenzen der Klimakrise in Bangladesch sprechen.

Wir sind vor allem den Menschen gegenüber verantwortlich, die am wenigsten zum Klimawandel beitragen, jedoch am meisten darunter leiden. Mit allen Strategien, die wir zur Reduzierung der Auswirkungen der Klimakrise entwickeln und allen Anpassungsmaßnahmen, sind wir in erster Linie ihnen gegenüber rechenschaftspflichtig. Es gilt, diese Menschen und ihre Bemühungen mit höchster Priorität zu unterstützen.

Md. Mudasser Billah,
ehem. stellv. Staatssekretär
im Ministerium für
Fischerei und Viehzucht:



Der Klimawandel hat bedrohliche Auswirkungen auf die Ernährungssicherheit und die Tierhaltung. Im Winter sterben viele Hühner wegen des starken Temperaturabfalls. Daher sehen die Menschen in der nordwestlichen Region die Hühnerzucht nicht mehr als Option, um Einkommen zu erwirtschaften. Zudem können die Bauern ihre Kühe und Ziegen während der Überschwemmungen nicht ernähren und unterbringen, so dass sie diese dann zu einem sehr niedrigen Preis verkaufen. Die Regierung ist gefragt, sich für die Anpassung

der Landwirtschaft an die Auswirkungen des Klimawandels einzusetzen.

Bahauddin Bahar, Projektkoordinator bei der NGO BARCIK:



Die Entwicklungsbehörde für das Barind-Gebiet konzentriert sich vor allem auf die Infrastrukturentwicklung. Sie führt einige Projekte zur Pflanzen- und Saatgutproduktion durch, die sich jedoch nicht mit der Diversifizierung der Kulturen und der Erzeugung neuer Sorten befassen. Das Marktssystem spielt auch eine wichtige Rolle bei der Bestimmung der Pflanzenproduktion. Obwohl Tomaten und Kartoffeln klimabeständige Pflanzen sind, sind die Bauern beispielsweise nicht am Anbau dieses Gemüses interessiert, da sie nicht den erwarteten Preis erhalten.

Shyamal Chandra Sarker, Direktor der NGO MJSKS in Kurigram:



In unserem Distrikt gibt es 16 Flüsse. Wir leiden oft unter Überschwemmungen, welche die Bevölkerung verwundbar macht und sie zur Migration zwingen. Früher gab es in Kurigram einen Flusshafen, der für viele Menschen Arbeitsplätze schuf. Außerdem gab es auch reichlich Fischressourcen in den Flüssen. Aber die Flüsse versanden immer mehr, treten folglich bei Hochwasser rasch über die Ufer und die Flussschifffahrt ist eingestellt. Die Überschwemmungen haben fatale Folgen, darunter den Verlust an Produktionsgütern wie an biologischen Vielfalt. Aufgrund unregelmäßiger Fördermittel und der kurzen Laufzeit von Projekten sind die Interventionen von NGOs in unserer Region sehr begrenzt. Um diese Lücke zu schließen, sollten wir in den Dörfern Wissens- und Lernbanken einrichten, die traditionelles Wissen und aktuelle wissenschaftliche Kenntnisse zusammenführen und neue Handlungsoptionen zur Minderung der Klimarisiken in der Region entwickeln.

Musammot Arifa Begum, Mitglied der Dorfgruppe in Umorpara in Nilphamari, beim NETZ-Partner Pollisree:



Wir leben am Ufer des Teesta-Flusses. Jedes Jahr erleben wir Flusserosionen. Es war für uns wirklich schwierig geworden, eine Beschäftigung zu finden,

zudem werden wir als Tagelöhner sehr schlecht bezahlt. Die Situation hat sich erst durch verschiedene Interventionen von Pollisree verbessert. Das Projekt der NGO schafft alternative Beschäftigungsmöglichkeiten und stellt Vieh zur Verfügung. Solche Programme sollten in der gesamten nordwestlichen Region durchgeführt werden.

Fazle Hossain Badsha, Abgeordneter im Nationalparlament aus Rajshahi:



Ich arbeite derzeit an einer Dokumentation über die nordwestliche Region. Die mit dem Klimawandel zusammenhängenden Fragen werden in der Veröffentlichung die erforderliche Aufmerksamkeit erhalten. Nordbengalen ist Selbstversorger beim Reis. Es ist der Hauptproduzent von Obst und Gemüse in Bangladesch. 80 Prozent aller Süßwasserfische kommen von dort. Wenn das Gebiet stark vom Klimawandel betroffen ist, wird das ganze Land leiden. Die durch den Klimawandel verursachten Katastrophen in der Region habe ich bereits mehrfach vor das Parlament gebracht. Leider werden die armen Menschen in der Region in unserer Haushalts- und Entwicklungspolitik weiterhin vernachlässigt. Solange wir keinen politischen Druck auf die Regierung ausüben können, wird sich die Situation

nicht ändern. Wir müssen auch bei der ungeplanten Industrialisierung in Nordbengalen vorsichtig sein, da ich von einem Plan zur Verlagerung von Gerbereien in diese Region gehört habe. Eine Industrialisierung, die nicht arbeitsintensiv und umweltfreundlich ist, darf dort nicht ausgeweitet werden.

Md. Israfil Alam, Abgeordneter aus Naogaon im Nationalparlament:



Obwohl die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Landes in Nordbengalen lebt, erhält das Gebiet von der Politik nicht genügend Aufmerksamkeit. Artikel 19 unserer Verfassung, der die Chancengleichheit festlegt, sollte die Grundlage für alle Entwicklungsprogramme des Landes sein. Nordbengalen ist bekannt für den Anbau von Feldfrüchten wie Weizen, Senf und Erbsen. Die Landwirte wechseln jedoch aufgrund der klimatischen Veränderungen auf den Reisanbau, erhalten allerdings nicht den erwarteten Preis dafür. Es besteht ein gravierender Mangel an Lagermöglichkeiten für Reis, der Beschaffungsprozess der Regierung für das Getreide verzögert sich immer wieder und Kartelle manipuliert die Preise. Letztendlich wird es für die Bauern wirklich schwierig, durch den Verkauf ihrer Produkte die Pro-

duktionskosten zu decken.

Die staatliche Landwirtschaftsbank ist mehr daran interessiert, Industriekredite als landwirtschaftliche Kredite zu vergeben. Landwirte müssen eine Menge durchmachen, um Agrar-Darlehen zu erhalten. Sie müssen sogar die Beamten bestechen.

Durch den Klimawandel sterben unsere Flüsse und die Fischer verlieren ihre Arbeit. Während der Dürre trocknen sogar Teiche aus und die Fischzucht kommt zum Erliegen. Viele Tiefbrunnen werden gebohrt, doch aufgrund des sinkenden Grundwasserspiegels gelingt es trotzdem nicht immer, an Wasser zu kommen. Deshalb müssen wir die illegale Wassernutzung stoppen. Der Ausbau weiterer Kanäle wird dazu beitragen, den Druck auf das Grundwasser zu verringern.

Der Bericht zu der Gesprächsrunde ist am 15. Oktober 2019 in der Tageszeitung The Daily Star in Bangladesch erschienen.

Übersetzung: Marie Fischer
Fotos: Daily Star

„Ich bin nicht wütend auf andere Länder“

Wer über Klimawandel redet, spricht nicht nur vom Wetter sondern auch über Gerechtigkeit: Konsumverhalten, globale Ungleichverteilung oder Frauenrechte sind wichtige Themen, die untrennbar mit der Klimadiskussion verbunden sind. Mami Begum weiß das. Die Vorsitzende der Jamuna-Frauengruppe im Dorf Namanopur im Distrikt Naogaon arbeitet zu genau jenen Themen – und ist zusammen mit ihren Mitstreiterinnen direkt betroffen.

Interview: Anna Dermann und Zakir Hossain

NETZ: Lassen Sie uns über den Klimawandel und die Folgen reden. Die Mitglieder Ihrer Frauengruppe sagen, dass es hier immer öfter Überschwemmungen gibt, manchmal regnet es viel, manchmal ist es sehr kalt.

Mami: Ja, das ist wahr. Durch Hochwasser haben wir verschiedene Probleme: Wir müssen unser Zuhause zeitweise verlassen, wir können nicht regelmäßig kochen und essen. Die Ernten auf unseren Feldern werden durch Fluten zerstört. Normalerweise verdienen wir Geld mit der Landwirtschaft und können Nahrungsmittel für unser tägliches Leben kaufen. Aber das ist bei Hochwasser nicht möglich, wir haben es sehr schwer.

NETZ: Welche Probleme sind noch mit dem Klimawandel verbunden, die hier bei Ihnen auftreten?

Mami: Es gibt Dürre, Überschwemmungen und zusätzliche Niederschläge. Während des Monsuns wird es extrem kühl, und im Winter manchmal bis zu fünf Grad kalt. Im Sommer folgen

dagegen extrem hohe Temperaturen. Ich habe als Teilnehmerin des NETZ-Projekts ein Training in Katastrophenvorsorge erhalten: Im Falle einer Überschwemmung packen wir all unsere Sachen und bringen sie zum nächstgelegenen Damm. Steigt der Wasserspiegel über den Staupegel, bauen wir Plattformen aus Bambus. Und wir bereiten Sandsäcke vor, um den Damm zu schützen. Bricht dieser aber, flutet das Wasser unsere Felder. Deshalb versuchen wir vor allem, den Damm zu schützen.

NETZ: Gab es in diesem Gebiet früher schon Überschwemmungen?

Mami: Ja, Namanopur wird jedes Jahr auf natürliche Weise geflutet. Doch bislang war es nie so intensiv, floss das Wasser nie über das Ernteland. Nun ist das während der Regenzeit anders. Wenn wir Gemüse anbauen, wird auch dieses überflutet.

NETZ: Warum hat sich das geändert?

Mami: Wegen des Wetterumschwungs. Es gibt sechs Jahres-

zeiten in Bangladesch. Nach einer Saison kommt die nächste. Das Wetter wechselt normalerweise je nach Jahreszeit. Nun ändert sich das Wetter aber drastisch und passt nicht mehr zum landwirtschaftlichen Rhythmus. Besonders hart ist es im Oktober und November, in der Vorerntezeit. Zu diesem Zeitpunkt könnten wir auf viele Schwierigkeiten stoßen, weil es weniger Arbeit und weniger Einkommen gibt. Und wir haben auch Schwierigkeiten bei der Aufzucht unserer Tiere.

NETZ: Ein anderer möglicher

Grund, warum es in dieser Region jetzt viele Überschwemmungen gibt, ist Wasser aus Indien. In der Ost-Himalayaregion gab es früher viele Bäume, inzwischen wurden viele abgeholzt. Deshalb kann viel Winter-Tauwasser und Regenwasser so schnell nach Bangladesch durchfließen.

Mami: Ja, wir haben das im Fernsehen gesehen und von verschiedenen Leuten gehört, dass Wasser aus Indien kommt. Deshalb gibt es immer wieder Überschwemmungen. In Indien gibt es den Farakka-Staudamm. Wenn sie

dort Wasser freisetzen, dann haben wir eine Flut in Bangladesch. Und das Eis im Himalaya-Gebirge schmilzt, wenn es dort regnet. Dieses Wasser kommt zusätzlich hierher.

NETZ: Es gibt noch mehr Gründe für Klimaextreme, sagen Wissenschaftler: Autos und Flugzeugen setzen durch ihren Betrieb Treibhaus-Gase frei.

Mami: Dass Abgase aus Autos und Flugzeugen kommen und die Probleme verursachen, höre ich zum ersten Mal. Das haben wir weder von der Regierung noch von den Mitgliedern unserer Gruppe erfahren. Wie das geht, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass es zuletzt eine extrem starke Flut gab. Es gibt jedes Jahr eine Flut, aber diesmal war sie besonders stark. Wir blieben alle auf dem Damm, auch während Eid-Al-Adha, dem Opferfest. Als Muslime feiern wir das. Doch es war schwer, auf dem Damm zu essen und die Zeit dort zu verbringen. Vielleicht werden Sie das nicht verstehen, weil Sie nicht dabei waren. Aber es war eine schwere Zeit, die Flut hat uns viel Schaden zugefügt. Unser Leid darüber teilen wir aber normalerweise nicht mit anderen – denn es fühlt sich nicht gut an, Unterstützung von anderen zu suchen.

NETZ: Die Abgase aus Autos, Flugzeugen oder durch chemische Düngemittel bleiben in der Atmosphäre und erhöhen die Temperatur – hier und beispielsweise auch in Deutschland. Und das bringt vieles – auch die Niederschlagsfolgen – durcheinander.

Mami: Deshalb haben wir diese Probleme wohl. Hier betreiben



Unmittelbar von den fatalen Folgen des Klimawandels betroffen: Mami Begum und ihre Jamuna-Frauengruppe im Dorf Namanopur. Die Frauen arbeiten zum Thema Klimawandel und wissen: Menschen in der ganzen Welt tragen die Verantwortung.

wir Ziegelwerke, die die Luft verunreinigen. Auch das Abwasser aus Industriebetrieben belastet die Umwelt und verursacht viele Schäden für uns. Aber es ist wohl nötig, weil man auch überleben muss. Viele Menschen aus Bangladesch gehen nach Japan, Deutschland und in andere Länder zum Arbeiten. Sollen sie ihre Arbeit etwa nicht fortsetzen? Wenn sie arbeiten, werden sie unser Land verbessern. Wie sollen diese Leute sonst auf eigenen Füßen stehen?

NETZ: Die Frage ist: Ein Teil der Welt stößt viele Abgase aus, und deshalb haben Sie hier vor Ort große Probleme. Finden Sie das in Ordnung? Sind sie nicht wütend darüber?

Mami: Nein, ich bin überhaupt nicht wütend. Und ich bin nicht wütend auf andere Länder. Ja: Als Bürger von Bangladesch haben wir ein Recht darauf, gesund zu leben. Wir wollen diese Rechte verwirklichen. Dennoch sind wir nicht wütend auf den Schaden, der uns von anderen Ländern zugefügt wird. Sie können das wahrscheinlich nicht verstehen, aber Gott hat uns Geduld gegeben. Wir sind in der Lage zu tolerieren. Wir werden nicht in ein fremdes Land gehen, und fordern, dass keine Autos mehr fahren und keine Flugzeuge mehr fliegen. Das würde auch uns schädigen. Wir erhalten Unterstützung aus dem Ausland. Wie soll diese hier ankommen, ohne Transport?

NETZ: Ist die Frage nicht vielmehr: Warum haben einige Länder überhaupt so viel Geld, um anderen zu „helfen“? Ist es nicht so, dass wohlhabende Industriestaaten Länder des globalen Südens systematisch benachteiligen

und ausnutzen? Und mit damit verdientem Geld „Hilfsprojekte“ finanzieren?

Mami: Dennoch: Durch diese Projekte können wir viel lernen. Unser größter Wunsch ist es, mehr zu lernen, um mehr tun können. Wir wollen auf eigenen Füßen stehen. Wir brauchen Selbstständigkeit und Stärke hier an diesem Ort. Es gibt zu wenige Leute, die gut ausgebildet sind, nicht mal einen ordentlichen Schulabschluss haben viele. Also finden sie keine Arbeit. Ich möchte, dass meine Kinder später zur Schule gehen. Aber hier gibt es keine Schule. Wir wollen lernen. Wir wollen Kleider nähen, wir wollen selbstständig arbeiten. In der Hauptstadt Dhaka gibt es viele Bekleidungsfabriken, nicht wahr? Dort wird überall gearbeitet.

NETZ: Ja, in den Kleiderfabriken arbeiten Menschen Tag und Nacht.

Mami: Ich war einmal dort zum Arbeiten, aber ich war sehr überrascht und habe mich sehr schlecht gefühlt. Es ist so eine harte Arbeit. Die Frauen kommen um acht Uhr morgens und gehen um zehn Uhr abends. Aber wie sollen sie sonst überleben? Abgesehen von der Textilindustrie gibt es für sie keine Arbeit. Ich habe mich da so schlecht gefühlt, dass ich wieder hierher zurückgekommen bin und sogar dachte: Lieber habe ich weniger zu essen. Trotzdem: Wir wollen hier selbstständig arbeiten. Eine Mutter sollte einen Job bekommen, um ihre Kinder zur Schule schicken zu können, nicht wahr?

NETZ: Was meinen Sie damit?

Mami: Wir Menschen in Bangladesch leiden sehr, auch wenn wir unser bestes versuchen. Wir bauen Bananen und Reis an. Aber die hochwertigen Lebensmittel essen wir nicht selbst. Wir exportieren sie ins Ausland. Sie essen doch auch Reis in Deutschland, oder?

Revolution auf dem Teller

In einem kleinen Dorf im Osten Indiens führen Frauen den herausfordernden Kampf gegen Armut, Unrecht und Plastikmüll. Wie sie das machen? Mit frischem Laub aus den umliegenden Wäldern.

Text und Fotos: Sven Wagner

Noch nie ist Santana Soren mit einem großen Zug durchs Land gefahren. Die geschäftigen Bahnhöfe von Indiens Millionenstädten sind weit entfernt von ihrem Dorf Nityanagar im Bundesstaat Westbengalen. Soren hat noch nie die Massen erlebt, die sich dort tags wie nachts an die Gleise drängen, auf dem Hallenboden warten oder die Ticketschalter belagern. Tausende Familien, Geschäftsreisende, Pilger und Wanderarbeiter zwischen Bett-

lern und Bahnarbeitern, die hölzerne Gepäckpritschen ziehen. Ebenso wenig kennt Soren die Gleise der indischen Eisenbahn, die sich kreuz und quer über den Subkontinent erstrecken, zehntausende Kilometer lang. Sie sind die Lebensadern dieses Landes und zugleich Schaufenster eines enormen Problems: des massenhaften Mülls. Doch obwohl sie all das noch nie selbst sehen konnte, hat Santana Soren genau dieses Problem verstanden.

Das Leben der 37-Jährigen war lange Zeit vor allem ein Kampf ums Überleben. Viele Jahre reichte das Einkommen ihrer Familie für kaum eine Mahlzeit am Tag – so wie bei sehr vielen Männern,

Santana Soren und ihre Frauengruppe in dem indischen Dorf Nityanagar. Hier produzieren sie ihre Blätter-Teller, mit denen sie die Plastikflut eindämmen wollen.

Anmerkung der deutschen Gesprächspartnerin:

Mami Begum zeigte sich in dem halbstündigen Gespräch persönlich sehr beeindruckend. Die Herausforderungen, von denen sie sprach, sollten im besonderen Kontext ihrer Lebensumstände eingeordnet werden. So lässt sich zugleich ihre Stärke erkennen: an der Normalität, mit der sie den persönlichen Umgang mit vielen dieser Dinge beschreibt. Es wird zweierlei deutlich: Solange Menschen auf eine Flut oder den Winter vorbereitet sind, ist das eine tragbare Situation und auch ein Stück weit normal. Genauso wird aber auch deutlich, dass Fluten häufiger, stärker und unvorhergesehener kommen. Und das hat nicht nur mit dem Klimawandel zu tun, sondern auch mit dem Management von Flüssen, mit der Siedlungspolitik und vielen anderen Faktoren.





Die Frauen bei der Arbeit – die Blätter werden sorgsam zu Rohlingen zusammengenäht.

Frauen und Kindern in Indien. Laut Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) leben gegenwärtig rund 28 Prozent der über 1,3 Milliarden Menschen in Armut. Es mangelt an Essen, Bildung, Gesundheits- und Hygieneversorgung. Laut UNDP ist der Anteil in den vergangenen zehn Jahren zwar signifikant gesunken, da zuvor noch über die Hälfte der Bevölkerung als arm galt. Dennoch: Hinter der aktuellen, abstrakten Prozentzahl stehen 364 Millionen Menschen – vierinhalb mal so viele, wie Deutschland Einwohner hat.

Santana Soren war einer dieser Menschen. Doch aus ihrem Kampf ums Überleben ist inzwischen eine Erfolgsgeschichte geworden – gemeinsam mit anderen Frauen ihres Dorfes, die den gleichen Lebensumständen trotzen. Das Mittel? Laub aus dem Wald, handwerkliches Geschick und eine Eisenpresse, mit der die Damen aus jenem Laub Einweg-Teller herstellen. Sie haben sich zu einer Selbsthilfegruppe zusammengeschlossen und schaffen in zweierlei Hinsicht Veränderung: Die Laub-Teller sind eine Alternative zu umweltschädlichem Plastikgeschirr. Und Einnahmen aus dem Verkauf bilden die Lebensgrundlage für ihre Familien. Es ist eine kleine Revolution auf dem Teller.

Um von Indiens größter Stadt Mumbai in das kleine Dorf Nityananagar zu gelangen, dauert es mit dem Zug zwei Tage. Die Bahn ist von der Westküste aus einmal quer durch das Land unterwegs. Vorbei an beeindruckenden Felsmassiven, durch die Hitze Zentralindiens und tiefgrüne Urwälder im Osten. Doch der faszinierende Blick aus dem

Zugfenster wird ständig getrübt von Massen an Abfällen entlang der Gleise: Plastikgeschirr, Tüten und Verpackungen, achtlos aus Zügen geworfen oder abgeladen von Leuten vor Ort. In großen und kleinen Städten, die der Zug passiert, ebenso wie mitten in der Natur. Dabei ist dieser illegal entsorgte Müll nur ein Teil das Ganzen: Wie die Tageszeitung „Times of India“ schreibt, produzierte das Land 2017 rund 100.000 Tonnen Abfall – pro Tag. Und die Menge wächst: Allein in der Hauptstadt Neu-Delhi habe sich das tägliche Müll-Volumen in nur 15 Jahren seit dem Millennium von 400 auf 8700 Tonnen erhöht. Das ist eine Steigerung von über 2000 Prozent.

Schneise des Mülls

Diese Zahlen sind alarmierend – gleichwohl genaue Erhebungen, insbesondere zu illegal entsorgtem Müll, schwierig sind. Der größte Teil der Abfallbranche ist informell organisiert. Zwar gibt es in mehreren Landesteilen Recycling-Programme und erfolgreiche Initiativen, zur Müllvermeidung. Doch ein großer Teil landet nach wie vor in der Umwelt. Die Zugstrecke zu Santana Soren ist somit auch eine 2000 Kilometer lange, nicht abreißende Schneise des Abfalls, die einmal quer durch das Land bis nach Nityanagar führt.

Die Hitze in dem kleinen Dorf ist drückend. Seit Wochen hat es hier nicht geregnet, die Felder sind staubtrocken. Santana Soren sitzt neben den vierzehn anderen Frauen der Selbsthilfegruppe in einem Hof auf Plastikplanen.



Fertige Rohlinge werden zurechtgeschnitten.



Eine Frau aus der Gruppe legt gepresste Teller zum Trocknen aus.

Flache Backsteinhäuser mit Wellblechdächern stehen rundherum, dahinter sind Reis- und Kartoffelfelder, Hühner scharren auf dem festen Sandboden. Hier, in einem sehr ländlichen und abgelegenen Teil Indiens, verfolgen die Frauen ihr progressives Projekt: die Produktion der Laub-Teller.

„Man sollte Plastikmüll nicht an den Straßenrand oder aufs Feld werfen. Viele tun das aber“, erklärt Soren in die Runde. Die 37-Jährige ist die Vorsitzende und ruft in Erinnerung, warum die Frauen tun, was sie tun: „Plastik löst sich nicht auf“, sagt sie. Daher entstünden Müllberge, die entweder verbrannt werden und dadurch giftige Gase freisetzen. Oder auf dem Feld untergeackert und der Aussaat und Ernte gefährlich werden. Oder in den Wasserkreislauf geraten. „Manche Leute“, fügt Soren hinzu, „wollen das nicht verstehen. Weil es so bequemer ist.“ In den Laub-Tellern, die nach Benutzung rasch komplett verrotten, bieten die Frauen eine Alternative zum allgegenwärtigen Kunststoff-Untersatz und dämmen die Flut an Plastik zumindest etwas ein. Dass die Gruppe allein das Gesamtproblem nicht lösen kann, steht außer Frage. Aber sie trägt mit dem Öko-Geschirr einen Teil zur positiven Veränderung bei – neben anderen, die dieses traditionelle Handwerk pflegen.

Dann erheben sich alle vom Boden und legen los: Ein halbes Dutzend Frauen schnappt sich Säcke mit Blättern, die saftig grün durch die groben Jutemaschen schimmern. Das frische Laub stammt von Sal-Bäumen. Diese wachsen in ganz Nordindien und spielen eine wichtige Rolle in der hinduistischen und buddhistischen

Mythologie sowie für Adivasis, die indigenen Gemeinschaften. „Der Baum ist uns heilig“, erklärt eine der Frauen. Sie hockt sich in eine Hofecke und beginnt Teller-Rohlinge zu formen. Dazu steckt sie knapp zehn der handflächen-großen Blätter zusammen – so lange, bis zwei Schichten übereinander sind und keine Löcher mehr klaffen. Dann fädelt sie lange, feine Blattstiele durch die Blätter und sorgt so für den nötigen Halt. Schon nach diesem ersten Arbeitsschritt hält der Rohling zusammen und sieht aus wie ein kleines Kunstwerk.

Die Vorsitzende Soren ist derweil vor einem Holzschemel in die Hocke gegangen, auf dem die fertigen Rohlinge landen. Dort legt sie einige Exemplare übereinander, schneidet überstehende Ecken mit einer dicken gusseisernen Schere ab, dann kann es in die Presse gehen. Nebenbei erzählt Soren, wie die Frauengruppe mithilfe eines Projekts der Tagore Society for Rural Development (TSRD) zustande kam. TSRD ist eine der größten und ältesten Nichtregierungsorganisationen in Ostindien. Sie setzt Projekte in Sachen Gesundheit, Bildung, Wasserversorgung und vor allem Landwirtschaft um. Das Projekt von TSRD in Nityanagar und weiteren 180 Dörfern wird von NETZ gefördert, finanziert wird es aus Spenden und Zuschüssen des deutschen Entwicklungsministeriums. 3.800 Frauen – alleinstehend oder mit Familien – verbessern dadurch ihr Leben.

Ein entbehrensreiches Leben

Vor sechs Jahren wurde Soren, wie ihre Mitstreiterinnen, wegen

ihrer prekären Situation aufgenommen: Sie hatte keinerlei Besitz oder Ersparnisse, zerbrach sich jeden Abend den Kopf, wie am nächsten Tag etwas für die Familie auf den Teller kommt. Zu Beginn des Projekts bekamen alle Frauen Starthilfen – Hühner, Ziegen und Kühe – und erwirtschafteten mit deren Aufzucht und Verkauf allmählich eine Einkommensgrundlage. 2015 erhielt die Gruppe die Blattpresse, lernte in Schulungen, wie man die Teller herstellt und begann mit dem Verkauf.

In diesen Schulungen hat Santana Soren auch ihr Wissen um das Plastikmüll-Problem erlangt. Eine höhere Ausbildung hatte sie nie erfahren, schied stattdessen nach der vierten Klasse aus der Grundschule aus und sollte fortan zu Hause arbeiten. Wenig später wollten die Eltern das Mädchen verheiraten. Für die junge Santana war die Vorstellung ein Schock: das Ende der Kindheit und der Beginn eines Lebens als Ehefrau mit einem fremden Mann.

Sie lief von zu Hause weg. Über fünf Jahre blieb sie in einem anderen Dorf, verdingte sich als Haushaltshilfe. Sie wischte, putzte, kochte – harte Arbeit für wenig Lohn. „Es war ein sehr entbehrensreiches Leben. Aber ein selbstbestimmtes“, sagt Soren. Entbehrensreich blieb es auch, nachdem sie sich in einen Tagelöhner verliebte. Die beiden heirateten, Soren bekam mit Anfang 20 zwei Kinder und zog in das Haus der Schwiegereltern. All das erzählt sie nicht etwa traurig. Ihr Blick ist vielmehr entschlossen, während sie über quälenden Hunger spricht und Sätze sagt wie: „Ich werde diese Zeit nie vergessen. Sie ist mein Antrieb.“

Dieser Antrieb und ihre Entschlossenheit sind entscheidend. Denn inzwischen geht Sorens Einsatz darüber hinaus, nur die eigene Familie zu versorgen. Als Vorsitzende hilft sie mit ihrer Frauengruppe weiteren Familien und bekämpft Armut in umliegenden Gemeinden. Denn Armut bedeutet nicht lediglich Mangel – sie bedeutet auch Unrecht. Soren kennt die Sorgen der Kleinbauern, Tagelöhner-Familien, Witwen und alleinstehenden Frauen, die unter dem Existenzminimum leben. Sie haben weder

eigenes Land, noch Fürsprecher. In der Gesellschaft stehen sie am äußersten Rand. Großgrundbesitzer, lokale Eliten und Behörden blicken allzu oft auf diese Menschen herab. Denn das Stigma der „Daridra Log“ – der armen Leute – haftet ihnen seit der Geburt an, ohne dass sie etwas dafür können. Weil nicht nur Reichtum, sondern ebenso Armut, wie überall auf der Welt, vererbt wird. Um das zu überwinden, braucht es strukturelle Veränderung. Santana Soren und ihre Mitstreiterinnen zeigen, dass das

geht: Der Zusammenschluss dieser einst ärmsten Frauen im Dorf hat von den Behörden inzwischen eine Registrierung erhalten. „Mamonasha Shanirbar Dal“ heißt die Gruppe nun offiziell und hilft anderen Benachteiligten, ihre Rechte durchzusetzen.

Die Blattpresse in Aktion. 500 Teller schaffen die Frauen damit täglich.

500 Teller am Tag

Eine Hauptaufgabe bleibt aber der Kampf gegen den Müll mit den saftigen Blättern. In dem Hof in Nityanagar haben sich zwei der Frauen inzwischen an der Blattpresse bereitgestellt für den letzten Arbeitsschritt. Das Gestell ist knapp 1,50 Meter hoch und leuchtend rot angestrichen. Auf der Oberseite liegen zwei Eisenplatten übereinander, die Aroti Kora per Fußpedal auseinander-spreizt. „Es ist wichtig, dass wir



uns voll konzentrieren“, sagt die 66-Jährige. „Sonst kann es sehr wehtun“, erklärt sie und deutet auf die kleine Dampfwolke, die von den Platten aufsteigt. Über Elektrokabel sind beide an eine Steckdose angeschlossen und werden aufgeheizt.

Dann legt die Frau zwei Laub-Rohlinge – aus denen ein Teller wird – dazwischen und presst die Platten zusammen. Sekunden später holt sie das Exemplar heraus, legt es zum Trocknen auf eine Ablage – fertig. Aus den leuchtgrünen Rohlingen ist ein brauner, stabiler Teller geworden. Ganz ohne Plastik. 500 davon stellen die Frauen an einem Tag her und investieren pro Stück eine halbe Rupie. Für den doppelten Betrag, umgerechnet etwas mehr als einen Euro-Cent, verkaufen sie an Händler, die wiederum Endkunden in der gesamten Region beliefern: Hochzeits- und Feiergesellschaften, Imbissbuden, Straßenrestaurants.

Überall dort zupfen Menschen auf jenen Tellern frittierte Auberginenscheiben auseinander, löffeln Linsenbrei oder tunken Brotstücke in süßsaure Tamarindensauce. Und auch an den großen Bahnhöfen Indiens stehen die Öko-Untersetzer in den Regalen mancher Restaurants. Die erste Zwischenstation auf der Rückreise von Santana Soren ist Kalkutta. Dort schöpft der Kellner knallgelbes Gemüsecurry und Reis und auf einen Laub-Teller. Die beste Methode, diesen auszuprobieren, ist die indische: mit Fingern statt Besteck. Man nimmt einen Batzen Reis in die Rechte, taucht ihn in das sämige Curry und schlürft das Ganze genüsslich von der Hand weg. Dabei spürt man bei jedem Zufassen die Struktur des



Die Teller werden aus frischen Blättern des Sal-Baumes gemacht.

Tellers unter den Fingern und denkt unweigerlich daran, wie diese Frauen in dem kleinen Dorf Nityanagar zusammensitzen. Wie sie schwatzen und lachen, während sie ihre Laub-Teller pressen – und damit an einem besseren Leben arbeiten. Nicht nur für sich selbst.

Seit 2012 hat NETZ gemeinsam mit den indischen Partnern TSRD und DRCS das Projekt „Ein Leben lang genug Reis“ auf Dörfer in den indischen Bundesstaaten Westbengalen und Jharkhand ausgedehnt. Der Text ist erstmals 2019 in der Tageszeitung Freie Presse erschienen.

Stimmen zum Projekt

Khairul Islam, unabhängiger Entwicklungsexperte



„Unser Evaluierungsteam hat während der Besuche in den Dörfern signifikante Verbesserungen in den Bereichen Wirtschaft, Gesundheit, sanitäre Einrichtungen, Bildung, soziale Mobilität usw. festgestellt, und zwar nicht nur bei den Projektteilnehmerinnen, sondern auch bei anderen Gemeindemitgliedern. Trotz dieser Verbesserung in den meisten Projektgebieten gibt es immer noch viele extrem arme Familien, die nicht am Projekt teilgenommen haben und deren Leben sich nicht verbessert hat.“

Peter Fahrenholtz, deutscher Botschafter in Bangladesch seit 2018

„Ich bin tief beeindruckt davon, dass durch das Projekt bereits über eine viertel Million Menschen ihr Leben entscheidend verbessern konnten und eine Zukunft weitgehend ohne Existenzängste haben.“



„Ich bin sehr beeindruckt, mit welchem Erfolg und welcher Energie die Frauen in dem Projekt ihre kleinen Landwirtschaften führen. Vor allem, wenn man bedenkt, wie es ihnen vorher ergangen ist. Man sieht, dass man mit relativ wenig Mitteln viel erreichen kann. Das geht, wenn die lokalen wie die ausländischen Akteure die Menschen ernst nehmen, sich mit ihnen zusammenset-

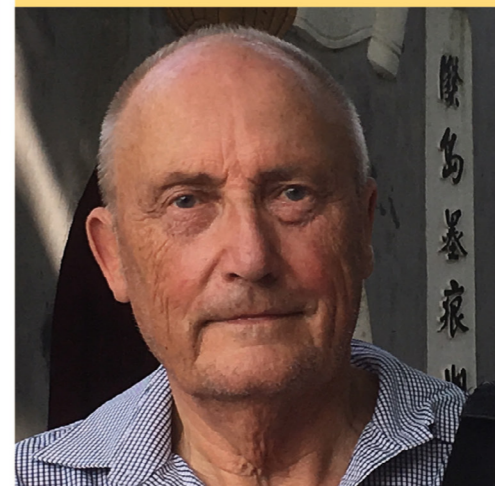
Dr. Thomas Prinz, Diplomat und Deutscher Botschafter in Bangladesch (2015 bis 2018)

zen und über einige Jahre die Prozesse der Veränderung unterstützen, die die Menschen selbst gestalten.“



Georg Felsberg, Buchautor und Journalist

„Eine Kuh, lerne ich, ist meist das Startkapital, das eine Familie aus dem Projekt erhält. Bekommt die Kuh ein Kälbchen, entwickelt sich der Erfolg. Gibt es Probleme, dann hilft die Gruppe der Frauen im Dorf gemeinsam. Wer einmal vor Ort im Norden von Bangladesch die Arbeit von NETZ beobachten durfte, der weiß, wie viel Selbstachtung und Selbstvertrauen durch diese Unterstützung entsteht.“



Uta Ludwig, Bangladesch-Gruppe Tübingen-Hirschau

„Durch NETZ sehe ich, wie aus Solidaritätsaktionen die Hilfe zur lebenslangen Bewältigung von Hunger und Not wird. Vor Ort habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie ausgestoßene Frauen handlungsfähig wurden.“



Danke

Seit den Anfängen des NETZ-Programms „Ein Leben lang genug Reis“ im Jahr 2002 haben viele Privatpersonen, Unternehmerinnen und Unternehmer, Weltläden, Schulklassen, Kirchengemeinden und Vereine den Kampf gegen Hunger in Bangladesch unterstützt.

Folgende Institutionen haben das Programm gefördert:

Staatliche Förderung

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ)

Department for international Development (DFID) der Britischen Regierung

Europäische Union

Hessisches Ministerium für Wirtschaft, Energie, Verkehr und Wohnen

Private und kirchliche Organisationen

Alternaid Stiftung, Linden
 American International Women's Club, Frankfurt/M
 Antonia Ruut Stiftung, Trier
 Bischöfliches Ordinariat Limburg
 Brücken in die Welt, Montabaur
 Diözese Rottenburg-Stuttgart
 Entwicklungshilfe-Klub, Wien
 Eudim-Stiftung Stuttgart
 Familie Nowak Stiftung, Usingen
 Harry-Kroll-Foundation, Schrozberg
 HelpAge, Osnabrück
 help alliance, Frankfurt
 Initiative Bangladesch, Aachen
 Lions-Club Lauterbach-Vogelsberg
 NETZ Partnerschaft Bangladesch Baden-Württemberg
 Plant-for-the-Planet Foundation, Uffingen
 Rotary Clubs Hochschwarzwald, Essen Centennial, Kempen-Krefeld, Schwalm-Nette, Wetzlar
 Soroptimist Club, Gießen
 Stiftung Umverteilen!, Berlin
 Time to Help, Offenbach
 W. Oberle Stiftung, Staufen



Selbstbestimmung für starke Frauen

Im Projekt „Ein Leben lang genug Reis“ erhalten Frauen, die mit ihren Familien in einer unerträglichen Situation leben, Schulungen und Startkapital: Ziegen, Saatgut und Pacht für ein Feld oder Bambus für eine Korbflechtereie. In Dorfgruppen organisiert, helfen sich die Frauen gegenseitig und schützen ihre Rechte. So können sie dauerhaft Unterernährung und die Ursachen der Armut besiegen.

Werden Sie Starthelferin und Starthelfer – mit 85 Euro für eine Familie in Bangladesch oder Westbengalen. Ihre Spende bewegt so viel, weil die Frauen stark sind. Und weil das deutsche Entwicklungsministerium den Löwenanteil finanziert – sofern NETZ selbst einen eigenen Anteil aus Spenden aufbringt. Dieser Eigenanteil beträgt 85 Euro pro Familie.

Spendenkonto / IBAN

Volksbank Mittelhessen

DE 82 5139 0000 0000 0062 62

BIC: VBMHDE5F



Geprüft seit 2002

Gesichter und Geschichten



Photo: Noor Ahmed Gejal

Frauen, die aus Laubblättern Teller machen und so gegen Plastikmüll und für die Versorgung der eigenen Familien kämpfen. Eine Mutter, die zwanzigmal vor dem Hochwasser geflohen und mit ihrem kleinen Haus umgezogen ist. Eine Dorfbewohnerin, die unter den Folgen des Klimawandels leidet, aber nicht wütend auf die Menschen ist, die am meisten dazu beitragen – weil Gott ihr Geduld gegeben hat, wie sie sagt. Auch wenn sie zu den Allerärmsten in ihrem Land zählt.

Der erfolgreiche Einsatz gegen Armut hat viele Gesichter und kennt viele Geschichten. Er kann ernsthaft sein oder zum Lachen bringen. Denn er ist, wie die Menschen selbst, die ihn führen. In Bangladesch und in Indien setzen sich Zehntausende Frauen und Familien kreativ und vor allem effektiv gegen Armut und Unrecht ein. Sie geben den Mächtigen Gegenwind. Sie helfen den Vergessenen. Und sie entwickeln Ideen: Hochhäuser in einem kleinen Dorf im Norden Bangladeschs? Na klar! Bevor die nächste schwere Flut kommt, schüttet Sabina Khatun einen Meter hoch Erde unter ihrer Behausung auf und macht diese flutsicher. Ein Hoch-Haus entsteht – und es ist nicht das einzige Wunderwerk, von dem diese NETZ-Zeitschrift berichtet.